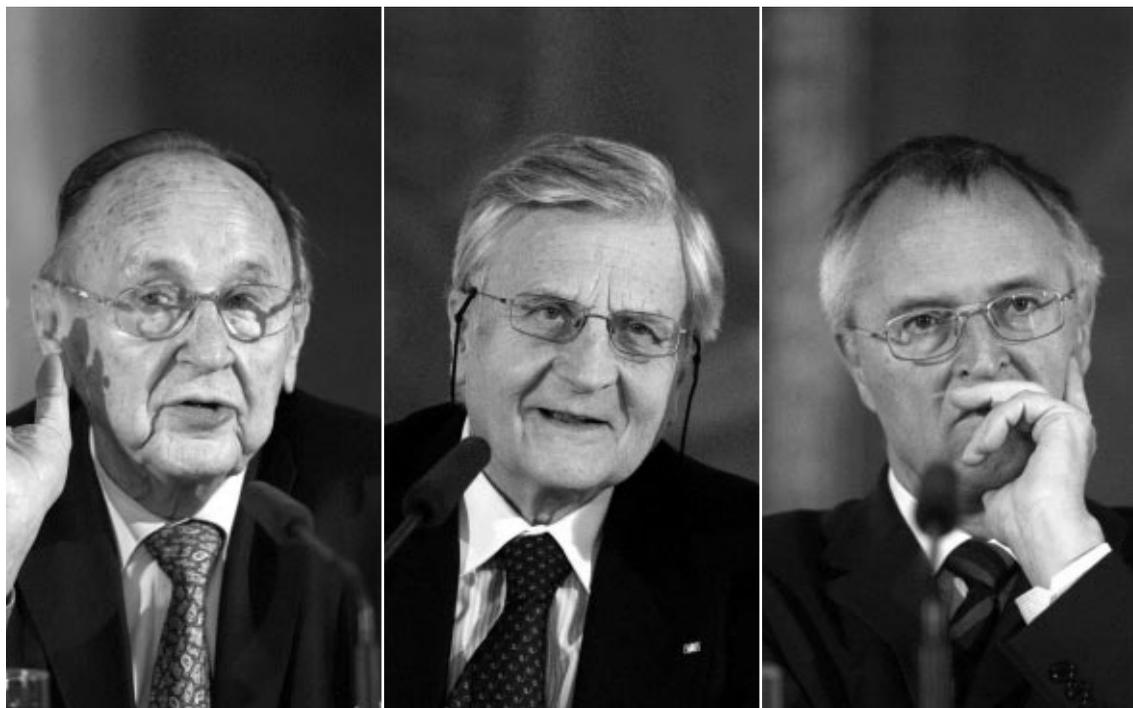


Tutzinger Blätter

INFORMATIONEN AUS DER EVANGELISCHEN AKADEMIE TUTZING



Bundesaußenminister a.D. Hans-D. Genscher

EZB-Präsident Jean-Claude Trichet

Bundesfinanzminister a.D. Hans Eichel

SPRENGT ODER EINIGT DER EURO EUROPA?

Ist der Euro eine stabilisierende Kraft in der gegenwärtigen
Finanz- und Wirtschaftskrise oder verschärft er die Krise?
Welche Reformen sind nötig, um die Eurozone zusammen zu halten?

Mehr darüber in dieser Ausgabe der Tutzinger Blätter



Tagungstelegramm

Sprengt oder einigt der Euro Europa?

Schuldenwirtschaft in Griechenland, marode irische Banken und klamme Kassen auch in Portugal und Spanien – der Euro steht auf dem Prüfstand. Welche Reformen sind nötig, um den Euro stark und die Eurozone zusammen zu halten? Antworten auf diese Fragen wurden auf der Herbsttagung des Politischen Clubs gesucht.

Mehr darüber auf **Seite 4**



FOTO: FOTOLIA

„Creating a home for all“

Im Zusammenhang der Regierungskonferenz der Partnerregionen in Kapstadt würdigten Premierministerin Helen Zille und Ministerpräsident Horst Seehofer die zehnjährige Zusammenarbeit der Evangelischen Akademie Tutzing und der Ökumenischen Stiftung Südafrika.

Mehr darüber auf **Seite 12**



FOTO: PRIVAT

Akademiedirektor Friedemann Greiner, Premierministerin Helen Zille, Ministerpräsident Horst Seehofer, Renier Koegelenberg, Direktor der Ökumenischen Stiftung Südafrika, und Weli Mazamisa, Vorsitzender der Ökumenischen Stiftung Südafrika (v.l.n.r.)

Generationengerechtigkeit und Langfristdenken

Generationengerechtigkeit bedeutet: eine nachhaltige Finanzpolitik, ein nachhaltiger Sozialstaat, faire Aufstiegschancen und eine postfossile nachhaltige Entwicklung.

Der bayerische Finanzminister Georg Fahrenschon berichtet über die Langfristorientierung in der Finanzpolitik auf **Seite 21**



FOTO: BR/ALPHA

Verleihung des Marie Luise Kaschnitz-Preises

Für sein literarisches Gesamtwerk zeichnete die Akademie den Erzähler, Lyriker und Essayisten Mirko Bonné mit dem Marie Luise Kaschnitz-Preis aus.

Mehr darüber auf **Seite 16**



FOTO: NIEDERMAIER

Mirko Bonné beim Signieren seiner Bücher im Festsaal der Akademie.

Kanzelrede

Heribert Prantl, Leiter der innenpolitischen Redaktion der Süddeutschen Zeitung, stellte in seiner Kanzelrede die Frage, in welcher Gesellschaft wir eigentlich leben wollen.

Sein Plädoyer für ein gerechteres, toleranteres Miteinander lesen Sie auf **Seite 13**

Heribert Prantl auf der Kanzel in der Erlöser-Kirche München-Schwabing.

Inhaltsübersicht

Sprengt oder einigt der EURO Europa? 4

Herbsttagung des Politischen Clubs
Jean-Claude Trichet: Überlegungen zur Wirtschafts- und Währungsunion (WWU)
Hans-Dietrich Genscher: Die europäische Einigung und die Einführung einer gemeinsamen Währung – historische Umstände und Ziele

VERANSTALTUNGSKALENDER 11

Die Akademie in Südafrika 12

Friedemann Greiner: „Creating a home for all“

Kanzelrede 13

Heribert Prantl: Verantwortung vor Gott und den Menschen – In was für einer Gesellschaft wollen wir leben?

Verleihung des Marie Luise Kaschnitz-Preises an Mirko Bonné 16

Oliver Platz: Laudatio
Mirko Bonné: An einem Ort wie diesem. Dankesrede

Generationengerechtigkeit und Langfristdenken 21

Georg Fahrenschon: Generationengerechtigkeit bedeutet: Nachhaltige Finanzpolitik

Impressum 23

Courage. Die Mutter aller Tat 24

Bernhard Haffke: Mutter Courage. Anpassung und Gehorsam, Widerstand und Hilfeleistung im Recht

IN EIGENER SACHE 28

Axel Schwanebeck: Oberkirchenrat Udo Hahn wird neuer Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing

PUBLIKATIONEN 29

FREUNDESKREIS 30

- *Brigitte König*: Familienbande
- *Dieter Felgentreu*: Goethe und der Musenhof Weimar. Eine literarische und kunstgeschichtliche Reise
- *Jakhammer Meyer*: Schweden von innen – Schwedens Herz, Glaube und Kultur
- *Eveline Kuthe*: Auf den Spuren von Theodor Fontane
- In und out of Rosenheim (Bayerntag 2011)

Andacht 32

Friedemann Greiner: Die Freiheit eines Christenmenschen

Editorial



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Als ein aufmerksamer Beobachter kirchlichen Handelns sprach Roman Herzog einmal folgende Einschätzung aus: „Ich weiß, dass auch die Kirchen sich schwer tun, ihren Ort in dieser veränderten Gesellschaft zu finden und zu bestimmen. Mir steht es nicht zu, ihnen einen solchen Ort zuzuweisen. Eines aber weiß ich sicher: eine Kirche, die die Orientierungslosigkeit der Gesellschaft nur noch einmal verdoppelt, hat sich schon selber überflüssig gemacht, bevor andere ihr das bescheinigen.“

Unsere Gesellschaft ist von einem unglaublichen Maß an Beschleunigung geprägt. Ob es die Umbrüche im ökonomischen oder ökologischen Bereich betreffen, ob es die Brisanz sozialpolitischer Veränderungen anbelangt, – das Karussell der Entwicklungen dreht sich immer schneller. Die gesellschaftlichen Themen sind einer zunehmenden Globalisierung unterworfen. Politische Überlegungen im Bereich von Frieden und Sicherheit können nicht mehr nur national geregelt werden. Wir haben es mit einer ausdifferenzierteren Gesellschaft, mit einer unübersehbaren Zahl von Lebensprofilen und Beziehungsgeflechten zu tun. Es gibt einen Supermarkt an Optionen. Die „Erlebnisgesellschaft“ ist zu einer „Möglichkeitsgesellschaft“ geworden.

Die Folge ist die Erfahrung von Unübersichtlichkeit. Bestehende Orientierungsmuster zerbrechen. Es gibt eine Sehnsucht nach Einordnung, nach eindeutigen Handlungsanweisungen. Was Wunder, wenn politische und religiöse Fundamentalisten Zulauf haben, wenn Menschen in schnelle Antworten fliehen, die eine endgültige Weltdeutung vorgaukeln.

Der Auftrag der Akademie in einer solch veränderten Gesellschaft wird nur dann eingelöst, wenn bestehende Orientierungslosigkeit nicht nur intelligent analysiert wird. Akademiearbeit muss sich gemeinsam mit den Menschen auf eine Orientierungssuche begeben. Menschen erwarten von „ihrer“ Akademie eine Situationsempfindlichkeit, die sie die richtungweisenden Fragen stellen lässt, ohne voreilige Lösungsrezepte anzubieten. Die Sehnsucht nach Orientierung kann nicht in Form beschleunigter Antworten gestillt werden. Allerdings sind Fundamente zu benennen, die nachhaltig zu tragen vermögen.

Auch im neuen Jahr gilt es, einen Raum der Bedächtigkeit zu eröffnen, um den Dingen des Lebens nachzudenken, ihnen auf den Grund zu gehen. Die christliche Botschaft kann für Menschen ein solcher Ort der Vergewisserung sein, ohne die eine tragfähige Zukunft nicht zu haben ist.

Ihr

Dr. Friedemann Greiner

Herbsttagung des Politischen Clubs

Sprengt oder einigt
der EURO Europa?

Viele Mitbürger fragen sich, warum der Euro als europäische Gemeinschaftswährung überhaupt eingeführt wurde und ob die mittlerweile 12 Jahre alte Währung Europa einigt oder eher sprengt? Nutzt oder schadet sie Deutschland? Muss Deutschland jetzt mit weit über 100 Milliarden Euro für die Schuldenwirtschaft Griechenlands oder für marode irische Banken haften?

Auf der von Bundesminister a.D. Hans Eichel geleiteten Herbsttagung des Politischen Clubs erörterten Politiker, Wirtschaftswissenschaftler und Finanzexperten, ob der Euro eine stabilisierende Kraft in der weltweiten Finanz- und Wirtschaftskrise besitzt oder ob er die Krise gar verschärft. Welche Reformen wären nötig, um den Euro stark zu machen und die Eurozone zusammen zu halten?

Lesen Sie nachfolgend Auszüge aus den Vorträgen von Jean-Claude Trichet, Präsident der Europäischen Zentralbank, und von Bundesaußenminister und Vizekanzler a.D. Hans-Dietrich Genscher:

Jean-Claude Trichet

Überlegungen zur Wirtschafts- und Währungsunion (WWU)

Die europäische Wirtschaft und die Weltwirtschaft befinden sich an einem entscheidenden Punkt. Im Rahmen der G-20-Sitzungen der Minister und Zentralbankpräsidenten vor wenigen Wochen und beim G-20-Gipfel in Seoul wurden bedeutende Gespräche über die Interaktionen zwischen den großen Volkswirtschaften der Welt geführt. In Europa findet gegenwärtig eine besonders wichtige Debatte über das Rahmenwerk für die Steuerung der Wirtschafts- und Währungsunion statt. Sowohl die G-20-Gespräche als auch die Debatte zeigen, wie bedeutend die Ausgestaltung von angemessenen Maßnahmen in diesen schwierigen Zeiten ist.

Die Herausforderungen für die Wirtschafts- und Währungsunion

Seit mehreren Jahren steht die Haushaltspolitik in vielen Ländern nicht im Einklang mit dem Wortlaut und dem Geist des



„Der Euro ist stärker als die D-Mark“, bekundete Jean-Claude Trichet, Präsident der Europäischen Zentralbank, und zerstreute damit die Inflationsängste so manchen Zuhörers. Zugleich mahnte er jedoch: „Die Euro-Krise ist noch keineswegs überstanden. Selbstzufriedenheit wäre jetzt unangebracht.“

Stabilitäts- und Wachstumspakts. Der Pakt fordert einen über den Konjunkturzyklus hinweg ausgeglichenen Haushalt und gibt ein maximales Haushaltsdefizit von 3 % sowie einen Schuldenstand von unter 60 % vor. Als vor einigen Jahren klar wurde, dass die Haushaltspolitik nicht in der Lage sein würde, die Vorgaben des Stabilitäts- und Wachstumspakts zu erfüllen, wurde nicht etwa eine Änderung der Haushaltspolitik, sondern eine Anpassung des Pakts vorgenommen.

2004 und 2005 versuchten mehrere Staats- und Regierungschefs aktiv, den Stabilitäts- und Wachstumspakt aufzuwei-

chen. Deutschland gehörte zu den Ländern, die bei diesen Bemühungen federführend waren. Unterstützung erhielt es von Frankreich und anderen Staaten. Damals entbrannte ein heftiger Streit, und die EZB äußerte ihre erheblichen Bedenken öffentlich.

Der zweite Bereich, in dem es zu Fehlentwicklungen kam, war die Wirtschaftspolitik. In einer Währungsunion muss bei der Preis- und Kostenentwicklung der einzelnen Länder berücksichtigt werden, dass es sich um eine Union der Geldwertstabilität handelt. Ist also die Preis- und Kostenentwicklung in einem Land beträchtlich höher als im Durchschnitt der Union, so führt dies mit der Zeit zu deutlichen Wettbewerbsverlusten, die nur unter großen Anstrengungen wieder aufgeholt werden können.

Ebenso müssen Haushalts- und Strukturmaßnahmen sicherstellen, dass die Inlandsnachfrage und das Kreditwachstum im Einklang mit den Raten für nachhaltiges Wachstum und Preisstabilität stehen. Andernfalls sind wirtschaftliche Hausse- und Baissephasen die zwingende Folge.

In beiden Bereichen, sowohl was die haushaltspolitischen als auch was die makroökonomischen Maßnahmen betrifft, überwachen sich die Euro-Länder gegenseitig; unterstützt werden sie hierbei vor allem von der Europäischen Kommission. Die Eurogruppe sowie die ECOFIN-Treffen der Finanzminister sind die Foren hierfür. Selbstverständlich setzt eine effektive Überwachung voraus, dass die Mitglieder sich an das entsprechende Rahmenwerk halten. Des Weiteren bedarf es eines gewissen Gruppendrucks, Konsequenzen bei Verstößen gegen das Rahmenwerk und verlässlicher Statistiken.

In den eben genannten Bereichen traten die größten Unzulänglichkeiten zutage. Die Durchführung der Finanzpolitik entsprach häufig nicht den Vorgaben des Pakts, die makroökonomischen Maßnahmen waren zu locker und der Gruppendruck zu schwach. Diese Probleme waren schon eine ganze Weile vor der Finanzkrise zu erkennen, aber natürlich wurden sie durch die Krise verschlimmert, und zwar massiv.

Die Finanzkrise: Ursprünge, Entwicklung und politische Maßnahmen

Als Lehman Brothers am 15. September 2008 Insolvenz beantragte, wurden die Turbulenzen, die ein Jahr zuvor ausge-

brochen waren, zu einer wahren Lawine. Herrscht Panik an den Finanzmärkten, so entledigen sich Banken riskanter und illiquider Anlagen, und die Nachfrage nach Liquidität steigt stark an. Dabei schränken die Banken ihre Intermediationsaktivitäten ein, und es werden weniger Kredite an Unternehmen vergeben. Lässt man diesen Prozess ungeordnet ablaufen, kann dies schwerwiegende Folgen für die Kreditnehmer und die Wirtschaft insgesamt haben.

Als der Zusammenbruch von Lehman Brothers die akute Phase der Krise herbeiführte, handelte die EZB wieder entschlossen und ergriff mehrere Maßnahmen, um einen Schutz vor einer ungeordneten Korrektur der Kreditgewährungs- und Liquiditätsbedingungen im Euroraum zu bieten. Wir versetzten die Banken in die Lage, ihrer zentralen Rolle bei der Bereitstellung von Finanzmitteln für die Realwirtschaft auch weiterhin gerecht zu werden. Die Befürchtungen, dass es zu einer Kreditklemme kommen würde, haben sich nicht bewahrheitet. Gleichzeitig konnten wir damit beginnen, einige dieser Maßnahmen auslaufen zu lassen und das Volumen sowie die Dauer der Liquiditätsbereitstellung zu verringern bzw. zu verkürzen.

Vor einigen Monaten, im Mai 2010, beschloss die EZB erneut, entschiedene Maßnahmen zu ergreifen. Und zwar aus ähnlichen Gründen wie zuvor: Im Markt wurden vermehrt Bedenken über die Tragfähigkeit der öffentlichen Finanzen laut, was zu einer Lähmung des Sekundärmarkts für Staatstitel führte. Wieder einmal war die private Finanzintermediation in Gefahr.

Aus diesem Grund mussten wir weitere Sondermaßnahmen ergreifen, darunter auch Interventionen an den Anleihemärkten. Alle unsere Sondermaßnahmen tragen dazu bei, wieder einen normaleren geldpolitischen Transmissionsmechanismus herzustellen. Dieser ist zur Erfüllung unseres vorrangigen Auftrags, der Gewährleistung von Preisstabilität auf mittlere Sicht, erforderlich. Die Sondermaßnahmen dürfen nicht mit einer „quantitativen Lockerung“ verwechselt werden, die darauf abzielt, durch Ausweitung der monetären Basis eine Senkung der längerfristigen Zinssätze herbeizuführen. Sämtliche Ankäufe von Schuldverschreibungen, die das Eurosystem durchführt, werden durch liquiditätsabschöpfende Geschäfte wieder vollkommen neutralisiert. Zudem sind alle unsere Sondermaßnahmen zeitlich befristet.

Wir fordern alle Regierungen eindringlich auf, ihre Konsolidie-

HERBSTTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS

HERBSTTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS

rungsanstrengungen deutlich zu verstärken. Zweifellos besteht die Notwendigkeit, das Vertrauen der Öffentlichkeit in die Fähigkeit der Regierungen zur Rückkehr zu tragfähigen öffentlichen Finanzen zu stärken und somit mittelfristig ein nachhaltiges Wachstum zu stützen. Hierfür ist es unabdingbar, dass die Länder glaubwürdige, mehrjährige Konsolidierungspläne verfolgen und die vorgesehenen Konsolidierungsmaßnahmen vollständig umsetzen. Etwaige positive Entwicklungen der öffentlichen Finanzen, die beispielsweise ein die Erwartungen übertreffendes wirtschaftliches Umfeld widerspiegeln, sollten für raschere Fortschritte bei der Haushaltskonsolidierung genutzt werden.

Die aktuelle Lage der europäischen Wirtschaft und die künftigen Herausforderungen

Mit Blick auf die Zukunft sinkt durch unsere quantitative Definition von Preisstabilität und unsere mittelfristige Ausrichtung die Wahrscheinlichkeit von Deflations- oder Inflationsbefürchtungen erheblich. Die feste Verankerung der Inflationserwartungen während der gesamten Krise sorgte dafür, dass wir den Zinssatz für unsere Refinanzierungsgeschäfte auf positivem Niveau beibehalten konnten, ohne dass ein Deflationsrisiko oder Infla-

tionserwartungen zum Tragen gekommen wären.

Die in jüngster Zeit veröffentlichten Daten und Umfrageergebnisse bestätigen unsere Auffassung, dass die erwartete Preisentwicklung über die geldpolitisch relevante mittlere Frist moderat bleiben wird. Gleichzeitig hält die positive Grunddynamik der konjunkturellen Erholung im Euroraum an. Dies impliziert ein auch im zweiten Halbjahr dieses Jahres anhaltendes Wachstum des realen BIP, was im Einklang mit den früheren Erwartungen steht.

Die weltweite Erholung wird sich den Erwartungen zufolge fortsetzen, und dies dürfte einen weiterhin positiven Einfluss auf die Nachfrage nach Exporten des Eurogebiets haben. Zudem dürfte die Inlandsnachfrage des privaten Sektors, gestützt durch den akkommodierenden geldpolitischen Kurs und die zur Wiederherstellung der Funktionsfähigkeit des Finanzsystems ergriffenen Maßnahmen, zum Wachstum beitragen.

Selbstgefälligkeit wäre allerdings nicht angebracht. Den europäischen Staats- und Regierungschefs ist bewusst, dass unser Wirtschaftsmodell deutlich gestärkt werden muss. Die von Präsident Van Rompuy vorgebrachten Vorschläge bedeuten eine Stärkung

des bestehenden Handlungsrahmens für die haushaltspolitische und gesamtwirtschaftliche Überwachung. Ein Kernbereich ist die Überwachung der Haushaltspolitik, um übermäßige Defizite und nicht tragfähige Staatsschulden zu verhindern. Unserer Meinung nach brauchen wir im Rahmen des Verfahrens bei einem übermäßigen Defizit kürzere Fristen, damit die politischen Korrekturmaßnahmen rechtzeitig ergriffen werden. Die Verhängung von Sanktionen muss praktisch automatisch erfolgen und auf klar definierten Kriterien beruhen; zudem muss es weniger Ermessensspielräume in Bezug auf das Ergebnis geben. Außerdem benötigen wir ehrgeizige Ziele bei der Rückführung des öffentlichen Schuldenstands im Hinblick auf die Obergrenze von 60 % des BIP.

Der zweite Kernbereich ist eine weitreichendere Überwachung der gesamtwirtschaftlichen Maßnahmen im Euroraum. Wir brauchen ein neues System der gegenseitigen Überwachung im Eurogebiet, wobei der Schwerpunkt ganz klar auf jenen Euro-Ländern liegen muss, die anhaltende Wettbewerbsverluste sowie umfangreiche Leistungsbilanzdefizite aufweisen, da diese Länder im Hinblick auf die Tragfähigkeit ihrer öffentlichen Finanzen vor der größten Herausforderung stehen. Dieses System sollte auf transparenten wie auch effektiven Auslöse-



*Martin Schulz, MdB (SPD),
Vorsitzender der Sozialdemokratischen Fraktion im Europäischen Parlament*

„Souveränität der EU-Staaten überdenken“

Die Mitgliedsländer der europäischen Union sollen Teile ihrer Souveränität an die EU abgeben. Dieses ist in solchen Bereichen vernunftorientiert, wo die Nationalstaaten an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit stoßen. Als Beispiel für solche Bereiche können etwa die Handels-, Friedens- oder Umweltpolitik dienen.

Vor allem der Klimawandel ist nicht im nationalen Rahmen zu lösen. Entweder schaffen wir supranationale Institutionen, um solche Jahrhundertaufgaben zu bewältigen, oder wir werden irrelevant in der globalisierten Welt. Die EU will aber die National-

staaten nicht ersetzen, sondern nur ergänzen. Für die Zukunft ist dabei zu hoffen auf eine europäische Regierung unter parlamentarischer Kontrolle.

Der beste Weg zur Versöhnung ist zudem die Internationalisierung mit Kooperationen und gegenseitiger Kontrolle. Das Konzept der Nationalstaaten hat seine Berechtigung im 19. Jahrhundert erlebt; im 20. Jahrhundert hat es gezeigt, wohin das Modell führen kann, wenn es in falsche Hände gerät. Zwei Weltkriege sind das Ergebnis gewesen.

Ströhmer Computersysteme GmbH

Gesellschaft für
**Beratung,
Programmierung
und Vernetzung mbh**

N a u s i n g o l s t a d t

I n t e r n e t
d a t e n b a n k
p r o g r a m m i e r u n g
u s e r - h e l p d e s k

www.stroehmer.de

Hans-Denck-Str. 17 ■ 85051 Ingolstadt ■ Tel: 08450/91120 ■ Fax: 08450/1467

email: computersysteme@stroehmer.de

HERBSTTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS



FOTO: HAIST

„Die Europäische Union muss sich besser in einer globalisierten Welt behaupten – sie muss ihr Wort im Konzert der Mächte erheben“, forderte der ehemalige Bundesaußenminister und Vizekanzler, Hans-Dietrich Genscher. Auf der EU und den USA lastete die Verantwortung, eine neue Weltordnung zu schaffen, die von allen als gerecht empfunden werde, betonte Genscher.

Hans-Dietrich Genscher

Die europäische Einigung und die Einführung einer gemeinsamen Währung – historische Umstände und Ziele

Ich freue mich ganz besonders, dass Sie, Herr Präsident *Trichet* an dieser Tagung teilnehmen. Sie sind ein außergewöhnlicher Präsident unserer Währungsunion, und ich will Ihnen offen sagen, dass ich glücklich bin, Sie in diesen schweren Gewässern, in der sich die Welt befindet, an der Spitze unserer Europäischen Zentralbank zu wissen. Sie sind für mich eine vertrauensbildende Maßnahme für unsere Europäische Währungsunion.

Eine gesamteuropäische Friedensordnung

Dass die europäische Einigung das Werk großer europäischer Persönlichkeiten war, die

am Ende des Zweiten Weltkrieges gesagt haben, wir müssen die Zeit der europäischen Bruderkriege überwinden, ist heute feststehende Geschichtseinsicht. Aber gar nicht so klar sind Gründe und Motive für die Schaffung der europäischen Währungsunion.

Wenn ich die historischen Umstände und Ziele nennen soll, dann führt das zurück in die sechziger und siebziger Jahre. Die siebziger Jahre waren gekennzeichnet durch einen Zustand in unserer Europäischen Gemeinschaft, den man als Eurosclerose bezeichnete. Man hatte das Gefühl, etwas Großes erreicht zu haben, aber die Europäische Gemeinschaft verlor sich in Einzelfragen. Und es fehlte ihr der große, kraftvolle Impuls der Zeit davor.

Auf der anderen Seite entdeckte sich Europa selbst neu. 1967 hatte die Nato sich mit der Frage befasst, wie es weiter gehen soll im Ost-West Verhältnis. Unter Vorsitz des belgischen Außenministers Pierre Harmel wurde eine Arbeitsgruppe zusammengesetzt. Der Harmel-Bericht sagte, es werde notwendig sein, dass wir uns durch Dialog und Zusammenarbeit bemühen, die Lage in Europa zum Besseren zu verändern. Man bezeichnete als Ziel dieser Politik die Schaffung einer gesamteuropäischen Friedensordnung. Dazu sei es notwendig, das schwerste Problem, das es gäbe, zu lösen. Und das sei die Lage in Deutschland. Man identifizierte das politische Ziel der Nato mit der Notwendigkeit, die Einheit Deutschlands und Europas wieder herzustellen. Es war ein weitsichtiges Konzept.

Das Europäische Währungssystem (EWS)

Dann kam der Zeitpunkt, an dem Helmut Schmidt und Giscard d'Estaing zur gleichen Zeit an die Spitze ihrer Regierungen traten. Im Abstand von zwei Tagen wurde Helmut Schmidt zum Bundeskanzler gewählt und Giscard d'Estaing wurde Präsident. In dieser Zeit begann dann ein Nachdenken darüber, was in wirtschaftlicher und finanzpolitischer Beziehung zu geschehen hat. Und beide waren dann auch die Ideengeber für das Europäische Währungssystem (EWS). Dieses EWS war ein bedeutender Impuls für den Pro-

zess der europäischen Vereinigung. Aber dieses EWS musste natürlich auch eine Ergänzung finden in dem Ziel, den europäischen Markt voranzubringen. Die Bemühungen in Europa, weiter zu kommen, stagnierten noch immer. Ich habe dann im Jahr 1981 den Vorschlag gemacht, doch einen neuen Anlauf zu nehmen für eine Europäische Union, die die politischen, ökonomischen und währungspolitischen Aspekte der europäischen Zusammenarbeit voranbringen sollte. Es schloss sich der italienische Außenminister Colombo an, und wir haben dann eine gemeinsame Akte vorgelegt, die uns in dieser Richtung weiter bringen sollte. Im ersten Halbjahr 1983 wurde beim Europäischen Rat in Stuttgart, also unter deutschem Vorsitz, nunmehr ermöglicht, dass wir einen ersten Beschluss in dieser Richtung gefasst haben.

Wenn sie mich heute fragen, was die zentralen Argumente für die Schaffung dieser europäischen Währungsunion waren, so war es einmal das Ziel, die europäische Einigung voran zu bringen und die Konsequenzen zu ziehen aus dem in Aussicht genommenen gemeinsamen, europäischen Binnenmarkt. Das Wort „ein Markt, eine Währung“, hatte Gewicht. Es ging aber gleichzeitig auch darum, nicht im europäischen Einigungsprozess zu erschlaffen, angesichts der Tatsache, dass die West-Ost-Annäherung durch eine grundsätzliche Veränderung des Klimas in Europa immer deutlicher erkennbar war.

Die Schlussakte von Helsinki

Wir dürfen nicht vergessen, dass im Jahr 1975 mit der Schlussakte von Helsinki eine Konsequenz gezogen wurde aus dem, was die Nato mit der gesamteuropäischen Friedensordnung gesagt hatte. Und diese europäische Entscheidung von 1975 begann nun schrittweise, die Lage in Europa zu verändern. Die westliche Politik hatte erkannt, dass nur durch eine Veränderung der Umstände auch eine Veränderung im Ost-West Verhältnis möglich sein würde. Diese europäische Schlussakte von Helsinki war ursprünglich eine sowjetische Initiative gewesen. Die Sowjetunion wollte eine gesamteuropäische Ordnung haben, die ihr ihren Besitzstand in Europa bestätigte. Nichts sollte mehr verändert werden

können. Sie hatte nämlich erkannt, dass im Wettbewerb der Systeme auf europäischem Boden sich das westliche System als das attraktivere erwiesen hatte. Ähnliches hatten wir schon 1961 in Deutschland erlebt, als der Bau der Mauer auch eine resignative Maßnahme der DDR war, weil sie erkannt hatte, dass ihr die Menschen davonliefen. Das heißt, wir erlebten zwei Besitzstandsmaßnahmen, einmal der DDR, einmal der Sowjetunion und ihrer Partner, den erreichten Besitzstand zu erhalten, aber den Wettbewerb der Systeme nicht loszulassen. Die aus der Schlussakte von Helsinki sich ergebenden Entwicklungen, die Tatsache, dass in Moskau ein Mann wie Gorbatschow die Verantwortung übernehmen konnte, diese Tatsache führte dazu, dass der Prozess der Ost-West Annäherung eine neue Dynamik bekam.

Die Währungsunion und die Europäische Zentralbank

Es gibt also eine historische, von den Rahmenbedingungen in Europa geprägte Entwicklung in jenen Jahren. Und es gibt gleichzeitig auch die Erkenntnis, dass man sagte: „Ein Markt verlangt auch eine Währung.“ Diese beiden Argumente liefen zusammen. Ich habe dann 1987 in einer Rede vor den Botschaftern der Europäischen Gemeinschaft die Notwendigkeit einer Währungsunion entwickelt und gleichzeitig gesagt, das bedinge auch, dass wir eine europäische Zentralbank schaffen. Diese Idee konnte eigentlich nur aus Deutschland kommen, weil wir das Land waren, das als einziges in der damaligen europäischen Gemeinschaft eine föderativ aufgebaute Zentralbank hatte. Es zeigte sich, dass eine solche föderativ aufgebaute Bank in der Lage ist, gemeinsame Interessen zu definieren und eine unabhängige Währungspolitik durchzusetzen. Das war eine wichtige Voraussetzung, um Unterstützung für die Idee eines europäischen Zentralbanksystems zu erhalten. Das war 1987. Die Entwicklung war zögerlich, und ich habe dann am 26. Februar 1988 ein Memorandum veröffentlicht, um einen neuen Impuls zu geben. Und vom 26. Februar 1988 bis zum Juni 1988 nahm die Entwicklung eine solche Dynamik und Dramatik an, dass bereits im Juni 1988 unter Vorsitz des deutschen Bundeskanzlers Hel-

mut Kohl beim Europäischen Rat die Einsetzung der sogenannten Delors-Kommission beschlossen wurde.

Jaques Delors, damals Präsident der Kommission der Europäischen Gemeinschaft, rief mich an und sagte: „Ich habe nur eine kurze Frage. Kriegen wir ein 13. Mitglied?“ Die EG hatte damals 12 Mitglieder. Da habe ich gesagt: „Wir kriegen kein 13. Mitglied, aber eins von den 12 wird größer werden.“ Und daraufhin sagte er: „Ich habe verstanden.“ Die Kommission unter seinem Vorsitz hat damals eine Arbeit geleistet, die vorbildlich war.

Diese Dynamik jener Zeit hat natürlich dann auch die deutsche Frage mit in die Betrachtung gebracht. Innerhalb der Bundesregierung gab es nach meinem Memorandum Probleme. Der damalige Finanzminister Gerhard Stoltenberg hat im Gegensatz zu seinem Nachfolger Theo Waigel erheblich Bedenken gegen die Europäische Währungsunion geäußert. Der Bundeskanzler entschied sich dann aber für die Linie der Schaffung einer Europäischen Währungsunion, aber es war innerhalb der Regierung keine einfache Sache. Auch die Bundesbank äußerte Bedenken. Deshalb war es wichtig, dass in dieser Delors-Kommission die Zentralbankpräsidenten der Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft versammelt sind und dazu ein weiteres Mitglied der Europäischen Union und drei Wissenschaftler. Das war die Delors-Kommission, die dann die Vorbereitungsarbeiten übernahm.

Ein europäisches Deutschland

Hat nun Deutschland die Zustimmung Frankreichs bekommen für diesen Vorschlag aus dem Jahr 1988? Wohl nicht. Es gab ein anderes Problem, das 1989 eine Rolle spielte. Die Delors-Kommission war zu dem Ergebnis gekommen, dass bei der Dezentertagung des Europäischen Rates 1990 in Rom eine Regierungskonferenz eingesetzt werden wird für die Europäische Union und für die Europäische Währungsunion. Und da alles Gute in Europa immer aus Frankreich kommen wird, war der Präsident Mitterand der Überzeugung, es müsse im Europäischen Rat in Strasbourg Ende 1989 eine Entscheidung fallen,

HERBSTTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS



FOTO: HAIST

Klaus Regling, Chef des Euro-Rettungsschirmes (EFSF)

„Der Euro scheitert nicht.“

Trotz der sich verschärfenden Finanzkrise in der Eurozone rechnet der Chef des Euro-Rettungsschirmes, Klaus Regling, nicht mit einem Auseinanderbrechen des Währungsraumes. Die Gefahr liege bei Null.

„Dass der Euro scheitert, ist unvorstellbar“, sagte er in Tutzing, schliesslich werde „kein Land freiwillig den Euro abgeben“. Für schwächere Länder wäre das wirtschaftlich Selbstmord, ähnlich für die stärkeren Länder. „Und politisch wäre Europa ohne Euro nur die Hälfte wert“, sagte Regling.

Die aktuelle Lage in Irland bezeichnete der Chef des Euro-Rettungsschirms jedoch als ernst. Es gebe einen Käuferstreik. „Wir erleben nicht wilde Spekulation sondern Käuferstreik“, bekundete er und zeigte sich besorgt, dass die Krise sich auf andere Euro-Staaten ausweiten könnte.

Deutschland verdient an der Euro-Hilfe

Als „falsch“ bezeichnete Regling hingegen die Einschätzung, Deutschland sei der Zahlmeister der Euro-Krise. „Niemand nimmt dem deutschen Steuerzahler etwas weg“, betonte der gebürtige Lübecker. Vielmehr werde Deutschland mit seiner Bürgschaft von maximal 120 Milliarden Euro für den Rettungsschirm wahrscheinlich sogar Gewinn machen. Allein bei Griechenland schätzt Regling die Berlin zustehende Zinsgebühr auf bis zu 600 Millionen Euro pro Jahr.

HERBSTTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS



Peter Gauweiler, MdB (CSU), Staatsminister a.D.

„Gespensterkredite“

Der Europa-Kritiker *Peter Gauweiler* hielt fest, dass das deutsche Grundgesetz gegen die EU verteidigt werden müsse. Er forderte unter anderem mehr Volksentscheide bei EU-Fragen. „Im Grundgesetz ist es klar geregelt: Souverän ist das Volk“, bemerkte *Gauweiler*.

2008 hatte der CSU-Politiker Verfassungsklage gegen den Vertrag von Lissabon eingereicht mit der Begründung, dieser verstoße gegen das Grundgesetz, und errang dabei einen Teilerfolg. Das Bundesverfassungsgericht stimmte in seinem Beschluss von 2009 dem EU-Vertragswerk zwar zu, forderte aber gleichzeitig mehr Mitbestimmungsrechte für Bundesrat und Bundestag.

In der Finanzpolitik befürchtet *Gauweiler* einen europäischen Länderfinanzausgleich, ähnlich dem deutschen Modell. Auch kritisierte er die Handhabung der EU mit Schulden ihrer Mitgliedsländer: „Es kann nicht sein, dass die Schulden von Gespensterkrediten vom Steuerzahler bezahlt werden müssen und nicht von Banken, die den Schlamassel verursacht haben.“ Eine solche Vorgehensweise mache Europa kaputt.

die zeigt, wohin die Reise geht. Und als ich am 29. November 1989 nach Paris kam, war das eine Vieretappenreise. Die erste hatte mich nach Amerika geführt, wo ich fragte: „Wie hält es Amerika mit der deutschen Vereinigung?“ Die Antwort war klar, das werde ich der Regierung Bush sen. und meinem damaligen Außenministerkollegen Baker niemals vergessen. Deshalb verlief auch meine zweite Station in London relativ harmlos. Wir alle kannten die Haltung von Margaret Thatcher, dass sie sich niemals in Gegensatz zu den Vereinigten Staaten setzen würde. Wir waren uns beide einig, die Amerikaner wollen es und dann wird es kommen. Dann komme ich zu Mitterand. Und ich sage: „Wie stehen Sie zur deutschen Vereinigung?“ Da sagt Mitterand: „Frankreich steht wie immer auch in dieser Frage an der Seite Deutschlands. Die deutsche Vereinigung ist eine historische Notwendigkeit und ich möchte Sie, Herr Außenminister, fragen, was wird das vereinte Deutschland tun? Wird das vereinte Deutschland den europäischen Weg der Bundesrepublik Deutschland fortsetzen oder wird das vereinte Deutschland die alten Wege neu beschreiten?“ Das heißt, die alten Wege aus der Mitte heraus Europa bestimmen zu wollen. Ich habe ihm gesagt: „Herr Präsident, für uns gilt das, was Thomas Mann in seiner großen Rede an die deutsche Jugend 1947 gesagt hat: Was wir wollen, ist ein europäisches Deutschland aber nicht ein deutsches Europa.“ Das war die Absage an alle Vorherrschaftsansprüche. Nein, die Initiative für die Schaffung der europäischen Währungsunion war tatsächlich der historische Bezug in Europa, dass die Einigung innerhalb der Europäischen Union der gesamteuropäischen Einigung vorangehen müsste. Weil wir der Meinung waren, nur eine dynamische Europäische Union wird die notwendige Anziehungskraft haben, aus einer Überwindung des Ost-West Gegensatzes ein gemeinsames Europa hervorgehen zu lassen. Das war das historische Motiv und dazu kam natürlich die Betrachtung, welche Auswirkungen es haben wird, wenn wir innerhalb der Europäischen Gemeinschaft einen gemeinsamen Binnenmarkt haben, aber wenn wir weiter einzelne Währungspolitiken haben?

Ich bin heute noch unverändert der Meinung, dass die Schaffung der Europäischen Währungsunion nicht nur ein wichtiges Element war für die Herbeiführung der inneren Vereinigung unseres Europas. Dass wir sie brauchen mehr denn je. Dass sie im besonderen Interesse der Bundesrepublik Deutschland liegt, weil sie uns einen gemeinsamen Binnenmarkt auch ohne währungspolitische Störungen beschert hat, wie es ein Exportland wie Deutschland sich nicht besser wünschen kann. Einen solchen Markt, mit 500 Millionen Verbrauchern zu haben, der kaufkräftigste Markt in der Welt, ist für uns in unserer Position von elementarer Bedeutung. Das heißt nicht, dass bei der Einhaltung der Bestimmungen, über die wir uns bei der Einführung der Währungsunion verständigt haben, durchaus Mängel festzustellen sind. Nur ich warne davor, hier mit dem Finger nur auf andere zu zeigen. Ich halte unverändert die Einführung der Europäischen Währungsunion für einen richtigen Schritt, wir würden heute schwieriger dastehen. Für viele Länder war in Europa ein Gefühl entstanden, dass sie keine eigene Währungspolitik mehr haben. Dem föderalistischen Gedanken entsprechend war es deshalb richtig, eine Europäische Zentralbank zu schaffen, in der die anderen Mitgliedsstaaten ein Wort mitzureden haben. Für uns war Voraussetzung, dass diese Europäische Zentralbank dieselbe Unabhängigkeit genießt, wie sie unsere Bundesbank von Anfang an gehabt hat.

Eine gerechtere Weltordnung

Heute stehen wir in einer gänzlich neuen Phase der internationalen Politik. Wir nennen das Globalisierung. Ereignisse, die irgendwo auf dieser Welt geschehen, haben überall in der Welt einen Einfluss und je stärker ein Kraftfeld ist, umso größer sind diese Einflüsse. Die guten ebenso wie die schlechten. Und deshalb ist es wichtig, dass wir in der Schaffung dieser neuen Weltordnung eine Aufstellung nehmen können auch im währungspolitischen Bereich, der das ganze Gewicht der Europäischen Union zur Geltung bringt. Und deshalb glaube ich, dass wir

HERBSTTAGUNG DES POLITISCHEN CLUBS

heute besser gewappnet sind, mit der Europäischen Währungsunion unser Wort im Konzert der Mächte dieser Welt zu erheben. Wir müssen als Europäer erkennen, dass diese neue Weltordnung keine mehr von der nördlichen Halbkugel beeinflusste sein wird, sondern kooperativ gestaltet wird. Der amerikanische Präsident Bill Clinton hat sich mit großer Sorge vor etwa sechs Jahren an die amerikanische Nation gewandt und gesagt: „Wir, die Amerikaner, sind heute die in jeder Hinsicht stärkste Nation dieser Welt.“ Und dann fügte er hinzu. „Wir sollten diese Stärke nutzen, um eine Weltordnung zu schaffen, die überall in der Welt als gerecht empfunden werden kann und in der wir als Amerikaner uns noch wohlfühlen können, wenn wir nicht mehr die stärkste Nation in der Welt sind.“ Der Tag könnte näher sein, als man sich das vor zehn Jahren vorgestellt hat. Und das, was Bill Clinton gesagt hat über diese Verantwortung Amerikas, gilt genauso für unsere Europäische Union. Ich denke, dass die Partnerschaft zwischen Europa und den Vereinigten Staaten sich auch in der Einsicht einer Verantwortung definieren muss für eine neue Weltordnung, die als gerecht empfunden werden soll. Europa kann dabei einen wesentlichen Beitrag leisten wie keine andere Region dieser Welt. Denn Europa hat gezeigt, dass man aus der Geschichte lernen kann. Man kann historische Gegensätze überwinden, man kann die Chancen einer gemeinsamen Zukunft erkennen und gemeinsam auch nutzen, und das ist das, was wir für eine neue Weltordnung brauchen.

Diese neue Weltordnung ist eine Weltnachbarschaftsordnung. Es gibt keine entfernten Gebiete mehr. Jeder ist im übertragenen Sinne jedes anderen Nachbar. Eine Hypothekenkrise in den Vereinigten Staaten von Amerika wirkt sich auch in Tutzing aus und für andere Dinge gilt das genauso, deshalb kann ich nur sagen, Europa muss seinen Weg weiter mit Verantwortung beschreiten und Europa muss erkennen, wenn es Probleme innerhalb unserer Währungsunion gibt, dann sind sie definierend zu überwinden. Aber eine Abkehr davon wäre ein Rückfall in alte, längst überwundene Zeiten. ■

Veranstaltungen

Veranstaltungskalender (in Auswahl)

BLÄTTERWALD – WALD IN DEN MEDIEN

11. – 13.2.2011 / Tutzing

Wald ist prominent, wenn er in Gefahr ist, der Mensch schwarz sieht. Auf der anderen Seite taucht ein buntes Bild auf: in Handwerk, Industrie, Freizeit, in Märchen wie Gedichten, Heimatfilmen, Krimis, auf Klimagipfeln und Investmentfonds. *Tagung zu Wald, Forst, Holz*

BEFREIEN & BEFRIEDEN – PSYCHOLOGIE DER NACHHALTIGKEIT

18. – 20.2.2011 / Tutzing

Wie wollen wir und unsere Kinder leben? Die aktuelle Lage wirft bei vielen Menschen grundlegende Fragen auf. Viele erleben die Wirtschaftskrise als Sinnkrise. Warum fällt der Wandel zu mehr Nachhaltigkeit so schwer? Wovon würden wir uns befreien? Wie ließe sich Frieden schließen – mit uns, mit der äußeren Natur?

RÜHRUNG – BERÜHRUNG

25. – 27.2.2011 / Tutzing

Erziehung kann nur gelingen, wenn sie Seelen berührt, Rührung auslöst. Schüler, die sich vom Thema ihres Unterrichts nicht berührt fühlen, lernen nicht viel. Was geschieht im Inneren der Subjekte? Wie entsteht Rührung? Wovon lassen wir uns berühren? Kann man Rührung gestalten – pädagogisch, künstlerisch?

ABITUR – UND DANN?

3. – 5.3.2011 / Tutzing

Durchstarten oder Pause? Studium oder etwas anderes? Ausland? Wie kriege ich einen Job? Wie weiß ich überhaupt, was ich kann? Im gegenseitigen Austausch und mit Studien- und Berufsberatern finden wir eigene Wege durch den Dschungel der Möglichkeiten. *Junges Forum*

PALLIATIV- UND HOSPIZVERSORGUNG IN DEUTSCHLAND

9. – 10.3.2011 / Tutzing

Eine Verbesserung der Palliativ- und Hospizversorgung in Deutschland wird in Programmreden von Politikern und anderen Verantwortlichen immer wieder angemahnt und versprochen. Wie aber sieht es in der Praxis aus? Was ist in den verschiedenen stationären und ambulanten Bereichen erforderlich?

FRAU MACHT KONKURRENZ

11. – 13.3.2011 / Tutzing

Auch nach 40 Jahren Neuer Frauenbewegung und feministischer Forschung ist das Thema aktueller denn je: Wie gehen Frauen mit Macht um, was macht Frauen zu mächtigen Frauen und was macht die Macht mit Frauen? Durch welche Faktoren ist das Feld von Kooperation, Konkurrenz und Macht abgesteckt?

DER ISLAM GEHÖRT ZU DEUTSCHLAND – SCHAFFT SICH DEUTSCHLAND DADURCH AB?

Frühjahrstagung des politischen Clubs

18 – 20.3.2011 / Tutzing

Südafrika

Creating a home for all

Im Rahmen des Dialogprogramms zwischen Bayern und dem Westkap, Südafrika, hat die Evangelische Akademie Tutzing im Jahr 2000 eine Kooperation mit der Ökumenischen Stiftung an der Universität in Stellenbosch aufgebaut. Seit 10 Jahren finden abwechselnd am Starnberger See und in Kapstadt gemeinsame Konferenzen statt, die das Zusammenleben der südafrikanischen Gesellschaft betreffen.



Kontrastreiches Südafrika: „Denn die Einen stehn im Dunkeln, und die Anderen stehn im Licht.“

Friedemann Greiner:

„Creating a home for all“

In Südafrika gibt es einen enormen Bedarf für eine Dialogplattform, die – vergleichbar der Akademiarbeit in Deutschland – grundlegende Diskurse und konkrete Projektarbeit in einem Land anbietet, das unglaubliche Chancen und Probleme zugleich hat.

Die regelmäßig stattfindenden Konferenzen verfolgen das Ziel, in Form einer „Lerngemeinschaft“ Erfahrungen zwischen Bayern und Deutschland auf der einen Seite und Südafrika auf der anderen Seite in Augenhöhe auszutauschen. Die Konferenzen zeigen einmal mehr, dass partnerschaftliche Zusammenarbeit und das Ausloten gemeinsamer konkreter Projektarbeit nicht in Form einer Einbahnstraße vonstattengehen kann.

Bei näherem Zusehen stellt sich immer wieder heraus, gerade auch im Dialog mit der südafrikanischen Kapregion, dass der Bedarf an integrativer gesellschaftspolitischer Arbeit nicht nur in Südafrika von allergrößter Bedeutung ist, sondern auch und immer wieder eine notwendige Herausforderung für die Gesellschaften in Europa darstellt.

„Creating a home for all“: Es war der vormalige Premier des Westkaps, Ibrahim Rasool, der diese Vision für die Menschen in Südafrika ausrief: „It is necessary to create an inclusive society, a society where rich and poor, diverse faith communities and diverse languages and cultural groups, can find feel at home“.

Die Evangelische Akademie Tutzing und die Ökumenische Stiftung haben sich seit 10 Jahren zusammengetan, um vielfältige Projekte zu begleiten, seien es konkrete Programme zur Bekämpfung von Aids, seien es Fortbildungsseminare für Jugendliche, die zu den „out-casts“ gehören. Wir unterstützen kommunale Verbände, die neuen Wohnraum schaffen für diejenigen, die nach wie vor in Wellblechhütten hausen. Es geht um die Fragen von Integration, Migration, von ethnisch, religiös und kulturell zusammengewürfelten Jugendlichen, die noch lange nicht in der Mitte der südafrikanischen Gesellschaft angekommen sind.

Die Evangelische Akademie Tutzing leistet bescheidene „Hebammendienste“ in einem Land, das die Vision immer wieder erst vor sich hat: „Creating a home for all“! Wir wollen unseren Teil dazu tun.

Kanzelrede

Seit Jahren schon ergreifen prominente Rednerinnen und Redner das Wort von der Kanzel in der Erlöser-Kirche, München-Schwabing. Dabei sollen die Vortragenden in ihrer Kanzelrede einen kräftigen rhetorischen Akzent setzen und Bezug nehmen auf unser gegenwärtiges geistiges, politisches und kulturelles Klima im Land.



Professor Heribert Prantl betonte in seiner Kanzelrede, dass die „Leitkultur in Deutschland eine Kultur des Zusammenlebens sein sollte“, die Respekt von den Alt- und den Neubürgern fordere und religiösem Fundamentalismus keinen Platz lassen dürfe.

Am Sonntag, den 24. Oktober 2010, hielt Professor Heribert Prantl, Leiter der innenpolitischen Redaktion der Süddeutschen Zeitung, die Kanzelrede in der Erlöser-Kirche München-Schwabing. Gespannt verfolgten etwa 600 Besucher sein Plädoyer für eine lebenswertere, tolerantere Gesellschaft. Lesen Sie nachfolgend einen Auszug aus seinem Vortrag:

Heribert Prantl

Verantwortung vor Gott und den Menschen – in was für einer Gesellschaft wollen wir leben?

Liebe Kirchengemeinde – unser Grundgesetz beginnt mit dem Satz „Im Bewusstsein der Verantwortung vor Gott und den Menschen“. Der Satz ist mir in den vergangenen Wochen, in der erbitterten Debatte über Zuwanderung und Integration, in den Sinn gekommen. Und ich habe mich dann gefragt, in was für einer Gesellschaft wir eigentlich leben wollen. Für wen soll

unsere Gesellschaft Heimat sein? „Im Bewusstsein der Verantwortung vor Gott und den Menschen“ kann man nicht neue Kreuzzüge führen, darf man nicht Gott gegen Allah ausspielen, muss man nach den Gemeinsamkeiten suchen, nicht nur nach den Unterschieden. Dieser Verantwortung ist die politische Diskussion in den vergangenen Wochen nicht gerecht geworden.

Verantworten heißt antworten

Etwas verantworten bedeutet, der Gesellschaft Rechenschaft abzulegen für sein Tun, ihr eine Antwort zu geben: Eine Lehrerin muss sich fragen lassen, ob sie denn nicht bemerkt hat, dass der sonst so lebhaftige Junge auf einmal apathisch herumsaß. Der Innenminister muss eine Antwort darauf geben, warum Neonazis ungehindert durch die City ziehen und Ausländer verprügeln konnten. Die Bundeskanzlerin muss eine Antwort finden darauf, warum zur Sanierung der Banken Milliarden da sind, aber nicht für die Erhöhung der Hartz-IV-Sätze. Herr Middelhoff und Frau Schickedanz müssen sich fragen lassen, warum sie einen Konzern in den Ruin und Tausende von Quelle-Mitarbeitern in die Arbeitslosigkeit gestürzt haben. Bei alledem geht es um Verantwortung. Verantworten heißt: sich von Dritten zur Rechenschaft ziehen zu lassen. Verantwortlich entscheiden heißt, die Motive, Bedingungen und Folgen unterschiedlicher Handlungsalternativen in Betracht zu ziehen und gegeneinander abzuwägen. Manchmal geht das kaum, weil die Umstände und der Zeitdruck das nicht zulassen. Aber: Als Prinzip taugt einsames Entscheiden nicht. Verantwortlichkeit braucht „moralische Sensibilität und sittliche Urteilskraft, Phantasie, analytische Fähigkeiten, Diagnosevermögen und die Fähigkeit, Kritik zu ertragen und sich mit ihr produktiv auseinanderzusetzen“ (so sagt es der Soziologe Franz-Xaver Kaufmann).

Was stellen wir fest, wenn wir die Eliten unseres Landes an diesem Tugendkatalog messen? *Moralische Sensibilität?* Da fällt uns der Vorstandschef der deutschen Post AG ein, der sein Geld ins Ausland schafft. *Sittliche Urteilskraft?* Da fällt uns der Chef der Deutschen Bank ein, der in der Gerichtsverhandlung wegen Untreue seine zum Viktory-Zeichen gespreizten Finger in die Kameras hält? *Phantasie?* Da fallen uns die Großmanager ein, die die eigenen Gehälter und Prämien

äußerst phantasievoll mehren, aber keine Arbeitsplätze erhalten können. *Diagnosevermögen?* Da fällt uns eine Politik ein, die in Zeiten ungeheuerlicher Verschuldung auf Steuersenkungen sinnt. *Fähigkeit, Kritik zu ertragen und sich mit ihr produktiv auseinandersetzen?* Da können wir fast alle einmal über uns selber nachdenken. Ich stelle fest: Der Tugendkatalog der Verantwortung und der Verantwortlichkeit ist ein Katalog zur persönlichen und gesellschaftlichen Gewissensforschung. Verantwortung heißt auch immer: Fehler bei sich suchen, und nicht nur bei anderen. Auch Schuldeingeständnisse können Vertrauen stiften.

Integration ist das Gegenteil von Ausgrenzung

In welcher Gesellschaft wollen wir eigentlich leben? In einer Gesellschaft, die in Alt- und Neubürger zerfällt, und in der die einen nichts mit den anderen zu tun haben wollen?

Wie wäre es mit einer Gesellschaft, die Heimat sein kann für alle Menschen, die in ihr leben? Wie wäre es mit einer Gesellschaft, die sich darauf besinnt, was Demokratie ist – eine Gesellschaft, die ihre Zukunft *miteinander* gestaltet. Damit verträgt es sich nicht, wenn die Arbeit ihren Wert verliert. Damit verträgt es sich nicht, wenn immer mehr Menschen ausgegrenzt werden: Arbeitslose, sozial Schwache, Ausländer, Flüchtlinge, Einwanderer. Die Bürgerinnen und Bürger einer Demokratie brauchen, um Bürgerin und Bürger sein zu können, Ausbildung und Auskommen, sie brauchen eine leidlich gesicherte Existenz, sie müssen frei sein können von Angst. Das gilt für die Alt- und für die Neubürger, das gilt für Deutsche und Zuwanderer. Ein Patriot ist der, der dafür sorgt, dass Deutschland Heimat bleibt für alle Altbürger und Heimat wird für alle Neubürger. Das nennt man Integration und das ist das Gegenteil von Ausgrenzung.

Leitkultur in Deutschland sollte eine Kultur des Zusammenlebens sein: Sie heißt Demokratie. Sie heißt Rechtsstaat. Sie heißt Grundrechte. Diese Leitkultur fordert viel, sie fordert nicht nur Toleranz, sondern Respekt von den Alt- und den Neubürgern. Zum Respekt vor dem anderen gehört es, ihm nicht seine Religion, seine Kleidung, seine Lebensgewohnheiten weg zu nehmen. Respekt vor dem anderen setzt aber voraus, dass der

andere die heiligen Bücher, wie immer sie heißen, nicht über oder gegen die Grund- und Menschenrechte stellt. Das ist die Gefahr, die im religiösen Fundamentalismus steckt: Dass sie Heilige und Propheten irgendwo herholt und über den Menschen setzt. Es gibt in dieser Welt keinen höheren Wert als den Menschen. Wer sich hier anmaßt, unter Berufung auf eine Religion oder einen Propheten, dem einen Menschen einen Wert zuzusprechen und den anderen Menschen zu verachten – dann müssen wir dagegen antreten und streiten. Auch das gehört zu unserer Verantwortung.

Der Sozialstaat korrigiert das launische Schicksal

Es gibt hierzulande viele Menschen, die (weil sie Ausländer sind, weil sie keinen Schulabschluss und keine Ausbildung haben) in unserer Gesellschaft gar nicht erst ins Spiel gekommen sind; und es gibt solche, die durch bestimmte Umstände aus dem Spiel geflogen sind.

Es ist schlicht so: Das Leben beginnt ungerecht und es endet ungerecht, und dazwischen ist es nicht viel besser. Der eine wird mit dem silbernen Löffel im Mund geboren, der andere in der Gosse. Der eine zieht bei der Lotterie der Natur das große Los, der andere die Niete. Der eine erbt Talent und Durchsetzungskraft, der andere Aids und Antriebsschwäche. Der eine hat eine Mutter, die ihn liebt, der andere einen Vater, der ihn hasst. Der eine kriegt einen klugen Kopf, der andere ein schwaches Herz. Die eine wächst auf mit Büchern, der andere mit Drogen. Der eine kommt in eine Schule, die ihn stark, der andere in eine, die ihn kaputt macht.

Die bessere Disposition, die gesünderen Gene, hat sich niemand erarbeitet, die bessere Familie auch nicht. Das Schicksal hat sie ihm zugeteilt. Es teilt ungerecht aus und es gleicht die Ungerechtigkeiten nicht immer aus. Hier hat der Sozialstaat, hier hat eine fürsorgliche Gesellschaft ihre Aufgaben. Sie sorgen dafür, dass der Mensch reale, nicht nur formale Chancen hat. Der Sozialstaat ist, mit Maß und Ziel, Schicksalskorrektor. Er erschöpft sich also nicht in der Fürsorge für Benachteiligte, sondern zielt auf den Abbau der strukturellen Ursachen.

Armut gefährdet die Demokratie

Deutschland ist fürwahr kein armes Land,

aber es gibt immer mehr Armut in Deutschland. Da ist der arbeitslose Akademiker; da ist der Gelegenheitsarbeiter oder der wegrationalisierte Facharbeiter oder die alleinerziehende Mutter, die den Sprung ins Berufsleben nicht mehr schafft; da sind die schon immer zu kurz gekommenen am Rand der Gesellschaft; da ist der Diplomingenieur, dem bescheinigt wurde, zu alt zu sein und der nun als Langzeitarbeitsloser auf die Armutsgrenze zurückgefallen ist; da ist die Supermarktkassiererin auf Stundenbasis; da der überflüssig gewordene Bankangestellte, der sein Haus verloren hat und nun vom Arbeitslosengeld II lebt; da sind die Einwandererkinder, die nicht aus ihrem Ghetto herauskommen.

Diese relativ Armen haben wenig gemeinsam, Armut ist nicht mehr milieubildend. Es ist zu befürchten, dass sich eine destruktive Energie entfaltet – weil nämlich Demokratie nicht mehr gut funktionieren kann, wenn ein immer größerer Teil der Gesellschaft nicht mehr dabei mitmacht. Der vormalige Generalbundesanwalt Kay Nehm hat deswegen kurz vor dem Ende seiner Amtszeit vor einem „Auseinanderdriften der Gesellschaft“ gewarnt, das den inneren Frieden gefährden könnte. So ist es: Es gibt eine Rutsche in die Armut, genannt Hartz IV, und es gibt eine gewaltige Angst davor, dass man sich auf einmal selbst darauf befinden könnte.

„Die Stärke eines Volkes misst sich am Wohl der Schwachen“ – so steht es in der Präambel der schweizerischen Verfassung von 1999. Das ist ein mutiger Satz, weil die Stärke eines Volkes gern an ganz anderen Faktoren bemessen wird. Die einen messen sie am Bruttosozialprodukt und am Exportüberschuss, die anderen reden dann vom starken Staat, wenn sie mehr Polizei, mehr Strafrecht und mehr Gefängnis fordern. Kaum jemand fordert den starken Staat, wenn es darum geht, soziale Ungleichheit zu beheben und etwas gegen die Langzeitarbeitslosigkeit zu tun. Kaum jemand sagt „starker Staat“, wenn er die Verknüpfung von Sozial- und Bildungspolitik meint. Kaum jemand redet von der „Stärke eines Volkes“, wenn es darum geht, menschenwürdige Mindestlöhne durchzusetzen.

Ich bin der Meinung: Der starke Staat ist ein Staat, der für Chancengleichheit kämpft, der sich um das Wohl der Schwachen kümmert – und dabei allmählich lernt, dass die Schwachen gar nicht so schwach sind, wie man oft meint, und dann ihre Stärken zu

schätzen lernt. Der Sozialstaat muss wieder der große Ermöglicher werden.

Soziale Gerechtigkeit

Kritiker verwechseln soziale Gerechtigkeit oft mit absurder Gleichmacherei. Das Übel, dass manche Leute ein schlechtes Leben führen, besteht aber nicht darin, dass andere Leute ein besseres Leben führen; das Übel liegt vor allem darin, dass schlechte Leben schlecht sind. Und das Gute ist, dass denjenigen geholfen werden kann, deren Leben schlecht ist. Wenn der Staat schon nicht dafür sorgen kann, dass alle Kinder in geordneten Verhältnissen geboren werden, dann muss er wenigstens dafür sorgen, dass sie sodann die Förderung erfahren, die sie brauchen! Soziale Gerechtigkeit kann nicht an den Markt delegiert werden. Der Markt versagt bei der Versorgung derjenigen, die nichts anzubieten haben und die nicht nachgefragt werden – weil sie krank, weil sie gebrechlich sind, weil das Schicksal sie aus der Bahn geworfen hat.

Ein Sozialstaat ist ein Staat, der gesellschaftliche Risiken, für die der einzelne nicht verantwortlich ist, nicht bei diesem ablädt. Er verteilt, weil es nicht immer Manna regnet, auch Belastungen. Aber dabei gilt, dass der, der schon belastet ist, nicht auch noch das Gros der Belastungen tragen kann. Ein Sozialstaat gibt nicht dem, der schon hat; und er nimmt nicht dem, der ohnehin wenig hat. Er schafft es, dass die Menschen trotz Unterschieden in Rang, Talenten und Geldbeutel sich auf gleicher Augenhöhe begegnen. Der Sozialstaat ist der große Ermöglicher.

Wie steht es mit der Moral?

Wir alle sind Teil des Systems, das Demokratie heißt und dessen Zukunft davon abhängt, wie tief das Durchdenken und das Umdenken nach der globalen Finanz- und Wirtschaftskrise ist. Politik und Gesellschaft dürfen daraus nicht so herauskommen, wie sie hineingegangen sind. Es geht um Läuterung, um Lebensdienlichkeit der Wirtschaft. Es geht um den Abschied von einer „Lebensweise auf Pump“. Stellen wir die Grundfrage: Wie viel Moral braucht die Politik, wie viel Moral braucht die Wirtschaft? Für Moral gibt es, anders als für Sauerstoff, keine chemische Formel. Man weiß nicht einmal so genau was das ist, „Moral“. Mit dem Sauerstoff hat die Moral immerhin gemeinsam,

dass sie nicht so richtig greifbar ist. Greifbar aber sind die Folgen, auch die wirtschaftlichen Folgen, von Unmoral.

Aber vielleicht muss man gar nicht nach Moral fragen. Es geht auch einfacher: Was der Sauerstoff für das menschliche, tierische und pflanzliche Leben ist, das ist für eine Gesellschaft die verantwortliche Grundhaltung der Menschen, die an wichtiger Stelle im öffentlichen Leben stehen. Haltung ist das, was einer Gesellschaft Halt gibt. Und Haltung macht Halt dort, wo wirtschaftliches und politisches Handeln der Gesellschaft schadet. Einer Politik, bei der der Zweck jedes Mittel heiligt, einer Wirtschaft, in der die Ökonomisierung alles und jeden erfasst, eine Gesellschaft, der nichts mehr heilig ist – in einer solchen Gesellschaft ist man in schlechter Gesellschaft. In einer guten Gesellschaft ist man dann, wenn sich die Gesellschaft daran erinnert, was an der Spitze des Grundgesetzes steht – und danach zu handeln versucht: „In Verantwortung vor Gott und der Gesellschaft“.

Respekt vor dem Alter

Wie soll, wie muss diese Gesellschaft mit den alten Menschen umgehen? Bei Aldous Huxley, in seiner Schönen Neuen Welt, wird beschrieben, wie altgewordene Menschen in Kliniken entsorgt werden. Sie werden ‚abgeschaltet‘ wie alte, verrostete Maschinen. Kinder werden regelmäßig in diese Entsorgungskliniken geführt und dort mit Schokolade gefüttert, damit sie sich an den Vorgang des Abschaltens gewöhnen und für sich akzeptieren lernen, dass das Leben technisch produziert und technisch beendet wird.

Haben wir diesen Weg schon eingeschlagen? Entspricht der Reproduktionsmedizin und der pränatalen Diagnostik, die am Beginn des Lebens sortiert, kontrolliert und entsorgt, die Mechanisierung des Todes am Ende des Lebens, die gleichfalls sortiert, kontrolliert und gegebenenfalls auch entsorgt? Schlägt so die allgegenwärtige Marktökonomie in das menschliche Leben zurück, indem sie es zunehmend als Produkt betrachtet, das der Kontrolle, der Überprüfung, der Herstellung und der Entsorgung bedarf?

Die Erklärung der bisweilen grausigen Zustände, die leider in viel zu vielen Alten- und Pflegeheimen herrschen, gelingt nur einem Zynismus, der das Fesseln an Bett und Stuhl, Fixierung genannt, als Bestrafung der Alten

dafür betrachtet, dass sie so lange leben. Solche organisierte Entwürdigung der Alten ist nicht die Regel, aber auch nicht die Ausnahme. Zwei von drei Altenpflegern würden es ablehnen, in dem Heim zu leben, in dem sie arbeiten.

Die Zuwendung, die die Politik neuerdings den Kindern zuteil werden lässt, wird den hilflosen Alten verweigert. Es ist ja richtig, dass Kinder „die Zukunft“ sind, und dass die Investition in ihre Betreuung auch eine Investition in gesellschaftliche und ökonomische Leistungsfähigkeit darstellt. Es ist aber auch richtig, dass die Missachtung des Anspruchs der Alten, würdevoll ihre letzten Lebensjahre zu verbringen, die Solidarität der Gesellschaft bröckeln lässt. Es geht so das Grundvertrauen verloren, gesellschaftliche Hilfe dann zu bekommen, wenn man ihrer bedarf. Dieses Grundvertrauen verschwindet auch bei denen, die ihren Lebtage lang selbst zum Gelingen des Ganzen beigetragen haben. Es macht sich Angst breit, Lebensangst – und die ist kein guter Boden für eine gedeihliche Zukunft.

Und das Positive?

Es gibt dieses Positive – nämlich Zehntausende sozialer und gesellschaftspolitischer Initiativen, die dort ansetzen, wo es der Staat nicht oder nicht mehr tut: Sie machen Kultur; sie finanzieren, was der Staat nicht mehr finanziert; sie kümmern sich, viel persönlicher, als dies die beste staatliche Jobagentur kann, um Ausbildungsplätze für Jugendliche; sie leisten Hausaufgabenhilfe für ausländische Kinder; sie begleiten türkische Eltern zur Klassenversammlung; sie fahren im Altersheim die alten Leute im Rollstuhl zum Gottesdienst, sie lesen vor, sie singen mit den alten Menschen. Und sie kriechen auch unter den Teppich, den Hartz IV über die neuen Armen der Gesellschaft gebreitet hat. Das ist nicht nur positiv, das ist wunderbar. Die Ehrenamtlichen, die Unbezahlbaren, sind die wahre Elite dieser Gesellschaft.

Ehrenamtliches, zivilgesellschaftliches Engagement ist die Widerlegung des alten Bequemlichkeitssatzes, wonach man allein ohnehin nichts bewirken könne. Es geht um die Wohlfahrt dieser Gesellschaft. Wohlfahrt ist das Ergebnis der Übernahme von Verantwortung – der Verantwortung vor Gott und den Menschen. ■

Auf der Suche nach der fühlbaren Zeit

Verleihung des Marie Luise Kaschnitz-Preises an Mirko Bonné

Als Erzähler, Lyriker und Essayist zählt Mirko Bonné zu den profiliertesten deutschen Autoren seiner Generation. Seine Gedichte „Hibiskus Code“ (2003) oder „Die Republik der Silberfische“ (2008) zeichnet ein eigener unverwechselbarer Ton aus. Und seine starke geistesgeschichtliche Verbindung zu den französischen Existentialisten offenbart sich in dem neuen Roman „Wie wir verschwinden“ (2009). Für sein literarisches Gesamtwerk verlieh ihm die Akademie im November 2010 den Marie Luise Kaschnitz-Preis.



Akademiedirektor Friedemann Greiner überreichte den Preis an Mirko Bonné (2.v.l.). Mit ihm freuten sich Laudator Oliver Platz und Studienleiterin Roswitha Terlinden.

Mirko Bonné nimmt uns auf Reisen zu Orten mit, an denen sich Biografisches, in der Lektüre Erlebtes und Imaginiertes spiegeln: Ist es das „echte Leben“, das die Geschichten der Literatur schafft – oder schafft erst die Literatur das „Leben“? Mit seltener Nachdenklichkeit handeln die Bücher Bonnés von den großen Fragen des menschlichen Lebens wie Treue und Verrat, Selbstentwurf und Scheitern.

Lesen Sie nachfolgend einen Auszug aus der Laudatio des Publizisten Oliver Platz und aus der Dankesrede des Preisträgers:

Oliver Platz

Laudatio zur Verleihung des Marie Luise Kaschnitz-Preises an Mirko Bonné

Es gibt Bücher, die verfolgen einen ein Leben lang. Sie begegnen uns und bleiben, auch wenn wir sie wieder los werden wollen. Sie mögen widerspenstig sein, unverständlich, ärgerlich, eine einzige Anfechtung oder Provokation. Dennoch werden wir nach ihnen greifen und sie, eher Orakel denn Ratgeber, befragen. Diese Bücher sind es, die uns für

die Welt verändern, weil sie unsere Sprache, unsere Erzählweisen, die Dramaturgie unserer Perspektivierungen herausfordern und hinterfragen.

Niemand hat viele solcher Bücher. Dennoch ist es manchmal nicht nur ein einzelnes Buch, sondern das aus vielen Büchern bestehende Gesamtwerk eines Autors, das einen nicht loslassen will und zu dem man immer wieder zurückkommen muss. Manche dieser Autoren mögen uns zu Schutzheiligen werden, und ihr Postkartenporträt wird dann vielleicht in das literarische Lararium über unserem Schreibtisch eingehen, Keats, Kleist, Trakl, Schiller, Sebald, Camus, ein Bild des alten Pound.

Den Grund dafür, dass ich heute hier vor Ihnen stehen und die Laudatio auf *Mirko Bonné* halten darf, liefert das literarische Lararium der frühen Jahre. Schon unter der Schulbank gingen Bücher zwischen uns hin und her, sie wurden diskutiert, geliebt und verworfen. Wie schreiben? Was ist poetisch? Ich kann mich erinnern, wie, nachdem wir in der großen Pause zum ersten Mal Gedichte von Celan gelesen hatten, *Mirko Bonné* in der darauf folgenden Geographiestunde bereits ein Echo auf diese Leseerfahrung verfasste – für mich verblüffend und unwahrscheinlich zugleich. So jung wir noch waren, das, was sich da zeigte, war bereits die Unmittelbarkeit von Mirkos poetischem Anliegen, der Drang, mit den Sprachen der Poesie zu korrespondieren und ihre Stimmen sich empathisch anzuverwandeln. Über viele Jahre hinweg habe ich seitdem verfolgen können, wie aus diesen ersten Anverwandlungen und Entwürfen, in einer unablässigen, weit ausgreifenden und doch vorsichtigen Suchbewegung, ein poetisches Welterschließungssystem entstanden ist. Das System ist hier die Bewegung selbst, Mirkos poetische und sehr persönliche Welterschließungsbewegung.

Mirko Bonné gehört zu den erstaunlich kompletten Schriftstellern seiner Generation: In alphabetischer Abfolge ist er Erzähler, Essayist, Hörspielautor, Kritiker, Lyriker, Reiseschriftsteller, Romancier und Übersetzer. Sicherlich ließe sich eine Reihe anderer Autoren aufzählen, für die ähnliches gilt. Aber nur wenige arbeiten in einer vergleichbar großen Zahl von Genres mit jeweils eigenem Recht. Gemeinhin heißt es, dass es nicht stimmt, Romanschriftsteller könnten keine Gedichte, Lyriker keine Romane schreiben. *MIRKO BONNÉ* gehört zu den Autoren, die diesen Gemeinplatz widerlegen. Die vier Romane, die er veröffentlicht hat, nämlich *Der junge Fordt* (1999), *Ein langsamer Sturz* (2002), *Der eiskalte Himmel* (2006) und *Wie wir verschwinden* (2009), beziehen eine unverkennbar eigenständige Position – die vornehmste vielleicht, nämlich die zwischen den Stühlen. Erzählerisch brillant und klug konstruiert, gehören sie zu den herausragenden Sprachkunstwerken der vergangenen Dekade. Zugleich schreiben sie sich ein in die große Tradition europäi-

scher Romane, die um lebensphilosophische, ethische und existentielle Fragestellungen kreisen. Aber auch ohne diese Romane wäre *Mirko Bonné* uns als Lyriker bekannt und wichtig. Seine Gedichte, in den Bänden *Langrenus* (1994), *Gelenkiges Geschöpf* (1996), *Hibiskus Code* (2003) und *Die Republik der Silberfische* (2009) erschienen, haben die sprach- und formkritischen Lektionen der modernen Dichtung verinnerlicht, den Bezug zur Liedtradition des Gedichts aber nicht verloren. Ein weiterer Gemeinplatz, diesmal vielleicht ein wahrer: Alle Lyriker übersetzen. *Mirko Bonnés* Lyrikübersetzungen sind aber weit mehr als nur das akzidentielle Nebenprodukt seiner lyrischen Arbeit. Gedichte aus



Der Hamburger Publizist Oliver Platz würdigte in seiner Laudatio die Werke von *Mirko Bonné* als „erzählerisch brillant und klug konstruiert“. Sie gehörten „zu den herausragenden Sprachkunstwerken der vergangenen Dekade und schreiben sich zugleich ein in die große Tradition europäischer Romane, die um lebensphilosophische, ethische und existentielle Fragestellungen kreisen.“

mehreren Sprachen, vornehmlich aus dem Englischen und Französischen, aber auch aus dem Niederländischen hat er ins Deutsche übertragen, darunter die des englischen Romantikers John Keats, des irischen Nobelpreisträgers William Butler Yeats, des amerikanischen Avantgardisten E. E. Cummings, seines lakonischen und nicht minder bedeuten-

den Landsmannes Robert Creeley und des auf französisch schreibenden Exilrömänen und experimentellen Lyrikers Ghérasim Luca. Das sind Autoren aus zwei Jahrhunderten, darunter einige der wichtigsten ihrer jeweiligen Zeit, und Gedichte der unterschiedlichsten Schreibweisen und Traditionen, für die *Mirko Bonné* im Deutschen eine kongeniale Form und Sprache gefunden hat. Eine ganz eigene Form der Reiseliteratur exponiert dagegen sein jüngstes Buch *Ausflug mit dem Zerberus*. Mirko verknüpft hier Reisejournale mit fiktionalen und autobiografischen Erzählungen, essayistischen Reflexionen, poetologischen Überlegungen, sich fortschreibenden Gedichten, und zwar so, dass sie ineinandergreifen und auseinander hervortreiben: Reisenrouten durch die Welt, die Sprache, die Literatur und das Leben.

Reisen durch das Fremdländische des Lebens

Das Reisen und die Ferne spielen in *Mirko Bonnés* Büchern eine entscheidende Rolle. In den Gedichten geht es immer wieder um das Aufsuchen von Orten und Augenblicken, Passagen durch die gemachte Erfahrung. Die Hauptfiguren von *Mirko Bonnés* Romanen sind im Transit gefangen, schon der junge Max Fordt, Titelheld des ersten, fast gleichnamigen Romans, ist einer, dem das Fortmüssen und Fortwollen in den Namen eingeschrieben wurde. Einem Familiengeheimnis auf der Spur, vor dem man nur fortlaufen kann, treibt es ihn in die Ferne, wo er erst auf den Hund kommt und sich dann auch so nennt, Mario Hundt. Als Mario Ries begegnen wir ihm in *Mirko Bonnés* zweitem Roman wieder, der seiner Hauptfigur auf ihrem langsamen Sturz durch eine existentielle Lebens- und Karrierekrise zwischen Hamburg, Izmir und Marseille folgt. Die geographische und biographische Unstetigkeit spiegelt sich erneut im Namen des Helden: in Mario das Ozeanische, Haltlose; in Ries die Reise und der Riese, eine Riesenreise sozusagen. Es sind Reisen durch das Fremdländische des Lebens, das seltsam Rechtlose der Existenz und das gefährliche Durcheinander im Zwischenmenschlichen, aber auch Abenteuer- und Entdeckungstouren in die Heimat der Ferne, wie es *Mirko Bonnés* Roman *Der eiskalte Himmel* vorführt.



Der Festakt wurde musikalisch umrahmt von dem Akkordeonist Jurek Lamorski und dem Sänger und Songwriter Helmut Fuchs Bardun.

Letzterer ein historischer Roman, der in die Zeit um 1914/15 zurückgeht, handelt der jüngste, *Wie wir verschwinden* betitelt, von der Erinnerungsreise durch ein Leben, das, obwohl sich seinem Ende zuneigend, noch nicht abgeschlossen ist und mit den Urszenen seiner Kindheit und Jugend konfrontiert wird, die im Zeichen des Unfalls und des Verrats eine stärkere Prägung hinterlassen haben, als dies die Hauptfigur Raymond Mercey für möglich gehalten hätte. Auch hier begegnen wir – it's all one song – dem Schatten des jungen Max Fordt, der zu Mario Ries wurde. Denn Maurice Ravoux, der zwielichtige Jugendfreund des Erzählers, trägt im Vornamen, als Anklang, ein „Mario Ries“ mit sich. Und selbst im Namen des Erzählers, Raymond Mercey, erkennen wir noch ein Echo von „Mario Ries“. Was heißt, dass das, was die frühe Hauptfigur auf sich zog und erleiden musste, in immer neuen Konstellationen und Varianten auch dem entfernt verwandten Personal der späteren Bücher von neuem aufgebürdet wird. Dabei kreisen *Mirko Bonnés* Romane um die Frage, was ein Leben macht. Es geht um den menschlichen Zusammenhalt in Familie, Ehe, Freundschaft, Liebe. Es geht um Loyalität und Solidarität, um Karriere und den Wert des eigenen Handelns, um Selbstbehauptung, Vergebung und Mitgefühl. Und

auch um das Verlassenwerden, den Verrat, die Niedertracht, um Krankheit und Vergänglichkeit.

Gelenkiges Geschöpf ist der Titel von *Mirko Bonnés* zweitem Gedichtband, eine poetologische Metapher für das Gedicht und seine Möglichkeiten. Sie ließe sich auch anwenden auf *Mirko Bonnés* Erzählkunst, die Syntax seiner Prosa. In seinen Büchern treffen wir auf eine gelenkige, genaue, widerständige, die Brüche und Leerstellen nicht verdeckende Sprache. Eine Sprache, die den glatten Oberflächen des Ausdrucks misstraut: „Weniger auf Absatz und Anerkennung bedacht, dafür mehr auf Austausch und Überlieferung, und es schreibe die lebenswarme Hand (...), von der Keats spricht“, formuliert *Mirko Bonné* seinen Anspruch an die Literatur von heute, einen Anspruch, von dem ich glaube, dass er ihn selbst einzulösen versteht wie zur Zeit nur wenige außer ihm.

Lieber Mirko, als Dein Freund und Leser hat Deine Sprache mein Leben begleitet. Deine Bücher sind durch mich hindurchgegangen, sie haben mich verändert, sie haben mir etwas von der Welt gezeigt, was ich vorher so nicht sehen konnte. Gerade deshalb freue ich mich sehr, dass Dir heute hier der Marie-Luise-Kaschnitz-Preis verliehen wird. Und ich möchte Dir sehr herzlich dazu gratulieren.

Mirko Bonné

An einem Ort wie diesen

An einem Ort wie diesem, meine Damen und Herren, in diesem Schloss an diesem See, wo ich mich freue, zu Ihnen sprechen und Ihnen ein paar Gedanken mitteilen zu können, fällt es mir leicht, zu behaupten, dass ich nie vorhatte, in der Welt herumzureisen. Keine Stunde von hier, bloß einen See weiter, wo die Berge mit Händen zu greifen sind, kam ich zur Welt und wuchs ich auf. Niemand aus meiner Familie lebt noch dort, und alle Freunde von früher sind verloren gegangen, so wie für sie ja auch ich verloren ging, als meine Mutter mit meinem Bruder und mir umzog nach Hamburg und ich herausfiel aus der Welt, wie ich sie kannte.

Ich glaube rückblickend, dass ich wohl kaum zu schreiben begonnen hätte, wäre ich nicht schon als Kind herausgelöst worden aus der vertrauten Fremde und an einen Ort gekommen, wo mir alles, auch ich, ich allem voran, unwirklich erschien. Ich glaube, was Unwirklichkeit ist, davon habe ich als dieses zweifach fremde Kind eine erste Ahnung bekommen.

Etwas buchstäblich Entscheidendes musste mir unterwegs von A nach B widerfahren sein, und sehr genau erinnere ich mich, wie seltsam es mir vorkam, plötzlich zwischen hier und dort, hierhin und dahin, anhand von Orten und ihren Namen unterscheiden zu müssen. Orte erschienen mir mit einem Mal bedeutsam, rätselhaft und doch lesbar, wie Sterne in Sternbildern. Mit zwölf oder dreizehn schrieb ich ganze Hefte voll mit Namen von Orten und Städten. Wer lebte dort? Jeder an seinem Ort, sagte ich mir, jeder für sich war auch selber ein Ort. Zwar war nicht jeder erreichbar – mein Vater war es selbst im Nebenzimmer nicht –, doch schien ein jeder ein Punkt, auf den man zuhalten konnte.

Rückblickend rede ich mir ein, dass den Jungen, der ich war, solche Betrachtungen vielleicht vage irgendwie beschäftigten und er sich vornahm, sie später aufzuschreiben. Zum Glück kann ich sagen, dass dem nicht so war. Ich hatte Besseres vor, spielte Fußball, ging schwimmen, ging klettern in den Bäumen, in dem „Woid“, den ich mir ausmalte. Das beste Schreiben ist das Schreiben, das warten kann.



Mirko Bonné, hier im Gespräch mit Studienleiterin Roswitha Terlinden, stellte in seiner Dankesrede fest: „Es scheint mir dringlich, Orte zu öffnen und offen zu halten. Und dass Gedanken, Gedichte, Figuren solche offenen Orte sein können, dessen bin ich auch durch die Begegnung mit Büchern von Marie Luise Kaschnitz gewiss.“

„Überallnie“

„Auch in anderen mir unbekanntem Städten führe ich fremde seltsame Existenzen, von denen ich nicht loskommen kann. Mehrere Male ist es geschehen, daß ich diese unbekanntem Orte im Laufe der Zeit doch noch kennengelernt habe. Es haben danach für mich immer zwei Bilder, das der Wirklichkeit und das der Vorstellung, nebeneinander bestanden und sich niemals vermischt.“

Mit diesen Zeilen öffnet Marie Luise Kaschnitz ihr Buch „Orte“ auch für Räume jenseits der Erfahrung. „Orte, nie gesehene, zum Beispiel Stockholm oder Aden am Roten Meer oder Samarkand.“ Man habe da keine Erinnerungen und doch etwas vor Augen. Das letzte zu Lebzeiten veröffentlichte Buch von Marie Luise Kaschnitz, erschienen 1973, ist ein in mancherlei Hinsicht wundersames Buch – eines, gestehe ich, von dem ich wünschte, es selber geschrieben zu haben. Doch ist es ja ein Erinnerungsbuch, nicht übertragbar auch deshalb, weil von mehr als zweihundertfünfzig Orten überall auf der Welt eine einzelne Stimme spricht.

Von dieser Gestaltwerdung einer Stimme,

davon, was alle die Orte dazu beigetragen haben mögen, scheint mir das Buch eigentlich zu handeln. Die es schrieb, musste zunächst ihr Leben leben, an den Orten ihrer Kindheit, an Stationen und Zielen ihrer Reisen, an Orten der Enttäuschung, des Glücks, des Rauschs, des Trosts und der Vernichtung, an erneut aufgesuchten oder sich immer wieder vorgestellten: Aden, Samarkand, Stockholm. Zur Gnade, bei lebendigem Leib entrückt zu werden in eine sozusagen irdische Ewigkeit, in der jedes Ding einen Wert habe, wird ein Spaziergang in der Rheinebene. Man spürt, da spaziert jemand schon sehr lange, und ein Ende ist nicht in Sicht. Es ist eine lebenslange Reise durch Räume und Zeiten, zu fünf Kontinenten wie fünf Sinnen. Und es könnte auch anders sein, „eine Kette von Feigheiten und Lieblosigkeit“, wie es böse einmal heißt. Der Zweifel bleibt, ob in Rom, in der Rheinebene, an der Riviera, am Roten Meer oder in Rio: nur fünf Stationen, deren Namen – ein Zauber – mit demselben Buchstaben beginnen. „Entferntes/liegt nah beieinander“, lautet ein Vers, und ihre gesammelten Gedichte nennt Marie Luise Kaschnitz „Überallnie“.

MARIE LUISE KASCHNITZ-PREIS

Der Wert eines Ortes und der Dinge, die ihn ausmachen, bleibt geheim. Weder zu Lobpreisung noch Vergleich fordert ein Ort heraus – heute mutet das wie weltfremde Informationsverweigerung an. Abendnebel, Luft, Maisstaudengeraschel, Heuwirbeln – Werte, die nur in einem selbst umgehen? Lesenswerte Dinge? Bollschweil im Breisgau, meine Damen und Herren, der Kindheitsort, bestimmt erinnern Sie sich an das schmale Buch „Beschreibung eines Dorfes“.

Für diese Art von wachem und gelassenem Unterwegssein, das stets auf etwas zuhält, so wertvoll wie wehrlos, findet Marie Luise Kaschnitz eine verblüffende Bezeichnung: Langeweile, „eine lange Weile des Entlassenseins aus der Beschleunigung, dem Getriebenwerden, Gepeitschtwerden, einem persönlichen Lebensende, einem unpersönlichen, unter Umständen katastrophalen Weltende zu.“

So steht es in „Orte“. Und seltsam gehezt endet auch die „Beschreibung eines Dorfes“, abgebremst bloß vom Zweifel, der fragt, wozu so eine Schilderung in einundzwanzig Schritten überhaupt gut sei: „doch nur um Ruhe zu finden, um entlassen zu werden aus der furchtbaren Beschleunigung, aber man wird nicht entlassen (...) / das Rad der Jahreszeiten (...) dreht sich, ich selbst drehe es schneller und schneller“.

Von Ort zu Ort zu ziehen

Einundzwanzig Schritte – wenn ich nachrechne, bin ich bis heute einundzwanzig Mal umgezogen. An keinem Ort habe ich es länger als vier Jahre ausgehalten.

Von Getriebensein, Gepeitschtwerden und fürchterlicher Beschleunigung, allesamt Bilder für die Angst vor der Sinnleere, die so viele immer stärker umtreibt, möchte ich zum Anfang zurückkehren, meine Damen und Herren. Dass ich nie vorhatte, in der Welt herumzureisen, habe ich behauptet, aber dass es anders gekommen sei.

Die Rede, die ich hier vor Ihnen halte, an diesem See, in diesem Schloss, kommt von weit her. Geschrieben habe ich sie in Rio de Janeiro, wo ich als Writer-in-Residence in den vergangenen vier Wochen gelebt habe. Es ist der Ort, von dem ich komme. Und ist

zugleich der Ort, zu dem ich wieder unterwegs bin, sobald ich Ihnen davon erzähle.

Von den im warmen Seewind rauschenden Straßenbäumen etwa, – davon, wie Mandelbäume und Akazien dichter und dichter die Hänge zwischen den Hochhaustürmen hinansteigen. Handtellergroße blaue Falter segeln von Baum zu Baum, Finkenschwärme sitzen darin und singen sechzehn Stunden am Tag, aber schimpfen und stürzen davon, wenn unten ein Straßenverkäufer bunt gefiederte Stecken feilbietet, die vielleicht der Macumba dienen, dem Rufen oder Bannen von Geistern im Candomblé: ein Zauber – wie für mich, mit meiner Furcht vor der Favela von Cantagalo, mit der ich an meinem Fenster im dreizehnten Stock auf Augenhöhe war und es immer noch bin, – ein Zauber wie für mich das lautlose und gleichmütige Kreisen der Fregattvögel über dem Meer, der Lagune, dem schweren grünen, schwirrenden Wald in der Stadt.

In Ipanema in den vergangenen Wochen schrieb ich mich zu Ihnen hin, meine Damen und Herren, und so glaube ich auch sagen zu können, dass Sie alle in gewisser Weise mit mir dort waren – auf einer Insel der Seligen, umgeben von Angst einflößender Armut. Ich habe sie in Rio ja gesehen, die „durch jeden Wolkenbruch bedrohten Wohnnester der Armen und die weißen Villen in großen Gärten, den Urwald und die Macumba-Altäre, ein geschlachtetes Huhn, drei Zigarren, eine halbvolle Flasche Bier, ein seltsamer Zauber, an die Wurzeln der lianenüberhangenen Bäume gestellt.“

Könnte ich, durch so eine Macumba, das Buch „Orte“ zu meinem machen, ich würde von vielen ganz anderen Orten erzählt haben. Von der mexikanischen Siebenmillionenstadt Guadalajara etwa, wo keine Vögel mehr leben. Von den Wodkasäufeln in den Birkenmooren des karelischen Kondopoga. Von verödeten Riesenparkplätzen auf Staten Island, so verlassen wie die Flenserruinen auf Südgeorgien in der Subantarktis.

Auch mein Buch „Orte“ würde wie das wirkliche den Blick zu lenken versuchen „auf die wunderbaren Möglichkeiten des Menschen“, wie Marie Luise Kaschnitz sagt, „seiner tödlichen Gefahren und auf die bestürzende Fülle der Welt“ – und würde daher in

einem Wald beginnen, keinem beliebigen, sondern dem geliebten, dem „Woid“, durch den die Sommersonne fällt und den ich als Junge durchstriefe.

*Gelbes Blinken vom Feldrand im Osten, Raps.
Von irgendwoher ruft ein Vogel, so berückend
wie bei Rimbaud singt er, – bis du stehen-
bleibst und rot wirst.
Und mit einem Mal der Gedanke, endlich
unterwegs zu sein und dass auf dem Weg
jemand warten könnte.*

So in etwa, denke ich, sind meine Gedichte und Figuren und meine Übersetzungen unterwegs. Mein Ur-Wald. Davon sollen sie erzählen: wie das ist, von Ort zu Ort zu ziehen mit immerhin einer Gewissheit: Das alles gibt es, wirklich, ich bin nicht allein. Daher sind sie auf der Suche, d. h. im Zweifel und lassen nichts unversucht, um in Bewegung zu bleiben. Mario Fordt, Mario Ries, Merce Blackboro und Raymond Mercey, trotz aller Unterschiede sind meine Romanfiguren ein und dieselbe Person, was schon ihre Namen verraten – Macumba. Alle hat es verschlagen auf vergebliche Reisen, den Sohn Fordt nach Italien, um seine Mutter heimzuholen, den geschiedenen Ries in die Türkei, um zur Verständigung Europas beizutragen, den blinden Passagier Blackboro ins Eis, um mit Shackleton den antarktischen Kontinent zu durchqueren, den Witwer Mercey aus seinem Kummernmuseum zurück in die Kindheit, um eine fünfzig Jahre währende Verschüttung rückgängig zu machen.

Ich habe meine Zweifel. Aber auch guten Grund, zu hoffen – und sei es vielleicht nur darauf, weiter unterwegs zu sein. Es scheint mir dringlich, Orte zu öffnen und offen zu halten. Und dass Gedanken, Gedichte, Figuren solche offenen Orte sein können, dessen immerhin bin ich auch durch die Begegnung mit Büchern von Marie Luise Kaschnitz gewiss. Wer immer dazu beiträgt, dass ich unterwegs sein kann zu dem, der da auf dem Weg wartet, dem habe ich zu danken und danke ich von Herzen. ■

(Die Laudatio und die Dankesrede können Sie in ungekürzter Version auf unserer Internetseite in der Rubrik „Aktuelles“ nachlesen: www.ev-akademie-tutzing.de)

Generationengerechtigkeit und Langfristdenken

Für die Zukunft unserer Demokratie sind zwei Dinge von entscheidender Bedeutung: die Generationengerechtigkeit und das Langfristdenken. Die Generationengerechtigkeit entscheidet über die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft. Das Langfristdenken ist dabei die Voraussetzung für zukunftsfähiges nachhaltiges Leben, Wirtschaften und Arbeiten.



Der bayerische Finanzminister Georg Fahrenschoen stellte in seiner Rede fest, dass „die aktuelle Haushaltslage sehr ernst“ sei und forderte deshalb: „Die Schere zwischen Einnahmen und Ausgaben klappt weit auseinander und muss jetzt durch verstärkte Konsolidierungsmaßnahmen wieder geschlossen werden. Das sind wir unseren nachfolgenden Generationen schuldig.“

Wie sieht ein möglicher Zukunftsentwurf für eine Langfristorientierung in Wirtschaft und Gesellschaft in seinen Einzelheiten und in der Gesamtschau aus? Diese Frage stand im Mittelpunkt der Tutzinger Gespräche zur Ordnung der Wirtschaft, zu denen Studienleiter Martin Held und Professor Michael Hüther, Direktor des Instituts der deutschen Wirtschaft, Fachleute aus Wissenschaft, Politik und Wirtschaft an den Starnberger See eingeladen hatten.

Lesen Sie nachfolgend Auszüge aus dem Vortrag des bayerischen Finanzministers Georg Fahrenschoen:

Georg Fahrenschoen:

Generationengerechtigkeit bedeutet: Nachhaltige Finanzpolitik

Gerade ein Finanzminister trägt große Verantwortung, wenn es darum geht, Generationengerechtigkeit herzustellen. Denn die Finanzpolitik stellt die Weichen für die finanziellen Gestaltungsspielräume künftiger Generationen.

Was bedeutet Generationengerechtigkeit aus finanzpolitischer Sicht konkret? Lassen Sie mich das kurz skizzieren: Unsere Kinder heutzutage werden Emma oder Paul gerufen. Unsere Rentner heißen Frau Maier oder Herr Huber. Was haben nun die kleine Emma und der betagte Herr Huber gemeinsam? Auf den ersten Blick wenig. Aus finanzpolitischer Sicht aber gibt es eine Reihe von Gemeinsamkeiten: Auf beide, auf Emma und auf Herrn Huber, entfallen jeweils rd. 22.000 Euro öffentliche Schulden. 22.000 Euro lasten nämlich auf jedem Einwohner in Deutschland. Die Schulden der öffentlichen Haushalte erreichen inzwischen rund 80 % des Bruttoinlandsprodukts eines ganzen Jahres.

Seit 2004 hat der öffentliche Schuldenstand in Deutschland um über 300 Mrd. Euro zugenommen. Das entspricht dem Volumen eines kompletten Bundeshaushalts! Die Schulden der öffentlichen Haushalte in Deutschland sind nicht nur immer mehr geworden, sondern sie verteilen sich – angesichts einer immer älter werdenden Bevölkerung – auch auf immer weniger Schultern. Vor diesem Hintergrund ist es eine zentrale Aufgabe jedes Finanzministers, die Finanzpolitik generationengerecht zu gestalten! Das bedeutet vor allem: Die Verschuldung muss so gering wie möglich gehalten werden, um künftige Generationen nicht zu überfordern.

Bedenkliche Verschuldungslage bei den öffentlichen Haushalten

Im Zuge der Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise ist der durchschnittliche Schuldenstand der EU-Mitgliedstaaten von 2008 in nur zwei Jahren von rd. 60 % des Bruttoinlandsprodukts auf rd. 80 % geschnellt. Das Finanzierungsdefizit in Deutschland wird dieses Jahr bei rund 4 % des Bruttoinlandsprodukts [3,1 % in 2009] liegen. Wir werden frühestens 2011 die Grenze des Maastrichter Vertrags von 3 % wieder einhalten können. Allein der Bund nimmt von 2010 bis 2014 nach seiner Finanzplanung 233 Mrd. Euro neue Schulden auf, rd. zwei Drittel des Volumens seines Haushalts.

Wie dramatisch die Situation ist, lässt sich auch anhand der Zinsausgaben für unseren Schuldendienst darstellen: Die Zinsausgaben allein des Bundeshaushalts werden nach dem Finanzplan des Bundes von 2011 bis 2014 um ein Drittel auf über 48 Mrd. Euro steigen. Damit fließt mittlerweile jeder sechste Euro des Bundeshaushalts in den Schuldendienst.

Zudem stellen sich weitere Herausforderungen. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Die demographische Entwicklung und der Klimawandel. Die Anpassung an deren unvermeidbare Folgen werden zusätzliche Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Staates stellen.

Was sind die Folgen einer ausufernden Verschuldung?

Die aktuelle Haushaltslage ist sehr ernst. Einer weiteren Erhöhung der Staatsverschuldung müssen wir dringend Einhalt gebieten. Denn mit einer ausufernden Verschuldung gehen erhebliche Risiken einher:

1. Eine ausufernde Staatsverschuldung schränkt jetzige und künftige Gestaltungsspielräume der Politik ein. Insbesondere stehen die Ausgaben für Zinsen nicht für gegenwärtige und künftige Aufgaben des Staates zur Verfügung. Zwar kommt den öffentlichen Haushalten noch das derzeit niedrige Zinsniveau zugute. Allerdings wird dadurch auch das gesamte Ausmaß der Belastung durch den Schuldenberg verschleiert.

Schon bei einem Anstieg der Zinsen um nur einen Prozentpunkt stünden den öffentlichen Haushalten in Deutschland rein rechnerisch 18 Mrd. Euro weniger zur Verfügung. Das ist mehr als die gesamten Personalausgaben des bayerischen Staatshaushalts und übertrifft sogar die Etats des Bundeswirtschafts- und des Bundesforschungsministeriums zusammen!

2. Eine zu hohe Verschuldung verunsichert Wirtschaft und Verbraucher: Sie schürt nicht nur Inflationsängste, sie nährt auch Sorgen um künftig höhere Steuer- und Abgabelasten. In der Folge halten sich die Unternehmen bei den Investitionen und die Konsumenten beim Kauf zurück. Diese Zurückhaltung schwächt die Wirtschafts- und die Steuerkraft in Deutschland.

3. Die Kreditnachfrage der öffentlichen Hand steht im Wettbewerb mit der Nachfrage der Wirtschaft nach Kapital. Durch eine zu hohe Staatsverschuldung werden die Finanzierungsmöglichkeiten der Wirtschaft übermäßig er-

schwert. Auch dies dämpft das Wirtschaftswachstum.

4. Große und globale Schocks sind nur von finanziell gut aufgestellten Staaten in den Griff zu bekommen. Nur weil Deutschland zu Beginn der Finanz- und Wirtschaftskrise eine relativ günstige Haushaltslage aufwies, konnten stabilisierende Bankenrettungs- und Konjunkturprogramme geschnürt werden! Wenn wir unsere Verschuldung nicht wieder auf ein tragfähiges Niveau zurückfahren, dann wird unsere Handlungsfähigkeit bei künftigen Schocks erheblich reduziert sein.

5. Die Schuldenproblematik zu lösen, indem immer neue Schulden angehäuft werden, ist kein gangbarer Weg. Abhängig nicht zuletzt von der Psychologie des Finanzmarkts wird bei einem bestimmten Maß der Verschuldung die Grenze erreicht, an der Staatsanleihen keine Abnehmer mehr finden. Dies hat uns allen das Beispiel Griechenland eindrucksvoll vor Augen geführt.

Konsolidierung als zentrale Aufgabe einer nachhaltigen Finanzpolitik

Eine nachhaltige Finanzpolitik muss den finanzpolitischen Spielraum für uns und auch für die künftigen Generationen erhalten. Dauerhafter Wohlstand, von dem alle Generationen profitieren, wird nur dann erreicht, wenn die Voraussetzungen staatlichen Handelns nicht aufgezehrt werden. Diese Grundlage wird aber bei einem auf Verschuldung finanzierten Wachstum verbraucht.

Akzente für Familien, Bildung und Innovation zu setzen, auf neue Anforderungen der Gesellschaft zu reagieren, Steuern zukunftsfähig auszugestalten, ist nur möglich, wenn zwischen laufenden Einnahmen und notwendigen Ausgaben ein Gestaltungsspielraum besteht.

Konsolidierung ist dabei eine Daueraufgabe. Sowohl in prosperierenden wie in schwierigen Zeiten ist es erforderlich, die staatlichen Ausgaben auf ihre Notwendigkeit zu überprüfen, um Spielraum zu erhalten, zukunftsorientiert Impulse zu geben und Rahmenbedingungen verbessern zu können.

Die Schere zwischen Einnahmen und Aus-

gaben klappt momentan weit auseinander. Sie muss nun durch verstärkte Konsolidierungsmaßnahmen im Aufschwung wieder geschlossen werden. Denn es muss wieder ein Niveau erreicht werden, das die Freiheit schafft, zukunftsorientierte Schwerpunkte zu setzen und Wachstumspolitik im engeren Sinne zu betreiben. Das sind wir unseren nachfolgenden Generationen schuldig!

Konsolidierungsvorgaben

Die Politik ist sich der Notwendigkeit der Konsolidierung bewusst. Aber die Politik besteht nicht nur aus Finanzpolitikern, sondern auch aus Fachpolitikern, die ihrer jeweiligen Aufgabe einen noch höheren Stellenwert beimessen. Deshalb bedarf es eines rechtlichen Rahmens, der den finanziellen Gestaltungsspielraum der aktuellen Generation so begrenzt, dass die nachfolgende Generation ebenfalls einen politischen Freiraum genießen kann. Auf europäischer, nationaler und Landesebene bestehen dazu unterschiedliche rechtliche Vorgaben.

Europäischer Stabilitäts- und Wachstumspakt

Der europäische Stabilitäts- und Wachstumspakt gibt klare Kriterien für stabilitäts- und wachstumsorientierte Haushaltspolitik. Die festgelegten Vorgaben werden aber häufig verletzt. Das gilt insbesondere für das Kriterium des maximalen Schuldenstands von 60 % des Bruttoinlandsprodukts. So überschreitet Deutschland seit 2002 diesen Schwellenwert.

Aber auch das Kriterium des maximalen Defizits wurde während dieses Zeitraums nur in den Jahren 2006 bis 2008 eingehalten. Dabei ist Deutschland kein Einzelfall. 24 der 27 EU-Länder befinden sich derzeit in einem Defizitverfahren. Auch an den Finanzmärkten ist die Krise noch nicht überwunden.

Wir brauchen deshalb auch auf europäischer Ebene ein stärkeres Bekenntnis zu soliden Finanzen. Außerdem muss der Stabilitätspakt deutlich verschärft werden. Der Europäische Rat hat sich aktuell am 28. Oktober auf eine Reihe von Vorhaben zur Verschärfung und Härtung des Stabilitätspakts geei-

nigt – aus meiner Sicht handelt es sich dabei um die unverzichtbare Mindestanforderung, weitere Kompromisse kann es nicht geben.

Außerdem hat sich der Europäische Rat darauf verständigt, einen ständigen Krisenbewältigungsmechanismus zur Wahrung der Finanzstabilität in der Eurozone einzurichten. Mit diesem neuen und zusätzlichen Instrument sollen auch die Gläubiger künftig, also mit Wirkung ab Inkrafttreten des neuen Mechanismus in 2013, ihren Beitrag leisten; der Europäische Rat soll am 16./17.12.2010 hierzu entscheiden. Ganz entscheidend wird es für dieses Instrument darauf ankommen, die Gläubiger frühzeitig in die Verantwortung einzubinden und Hilfen von einstimmigen Entscheidungen abhängig zu machen.

Nationale Schuldenbremse

Auf nationaler Ebene wurde 2009 im Rahmen der Föderalismusreform II eine neue Schuldenregel ins Grundgesetz aufgenommen. Mit Blick auf die Generationengerechtigkeit verbietet die neue Schuldenregel Bund und Ländern grundsätzlich eine Nettokreditaufnahme. Für den Bund ist jedoch noch eine strukturelle Neuverschuldung von 0,35 % des BIP zulässig. Dieser begrenzte Verschuldungsspielraum ist für Ausgaben gedacht, die das Wachstum dauerhaft stärken und daher insbesondere künftigen Generationen zugute kommen. Dazu zählen Investitionsausgaben im Verkehrsinfrastrukturbereich oder Ausgaben für Bildung, Forschung und Entwicklung.

Kommende Generationen an der Finanzierung solcher Maßnahmen, von denen sie über ein höheres Wachstumspotenzial profitieren, zu beteiligen, erscheint intergenerativ gerecht. Allerdings nur, wenn der Schuldenstand auf ein tragfähiges Niveau zurückgeführt wird.

Flankiert wird die neue Schuldenregel durch die Einsetzung eines Stabilitätsrats. Dessen zentrale Aufgabe ist die regelmäßige Überwachung der Haushaltswirtschaft von Bund und den Ländern. In seiner ersten regulären Sitzung am 15. Oktober hat er Anzeichen für eine drohende Haushaltslage in vier Ländern [Berlin, Bremen, Saarland und Schleswig-Holstein] festgestellt. Zur umfassenden Prüfung, ob tatsächlich eine drohen-

de Haushaltslage vorliegt, hat der Stabilitätsrat einen Evaluationsausschuss eingerichtet. Die Ergebnisse des Evaluationsausschusses werden zur nächsten Sitzung des Stabilitätsrats im Mai 2011 vorgelegt.

Früchte nachhaltiger Finanzpolitik

Konsolidierung zahlt sich aus. Ein Fundament aus soliden Finanzen ermöglicht nachhaltige Wachstumspolitik – wie wir in Bayern eindrucksvoll belegen können: Die haushaltsmäßige Pro-Kopf-Verschuldung des allgemeinen Haushalts ist mit rd. 1.800 Euro (einschließlich der Kreditaufnahme für die Kapitalzufuhr an die Landesbank: rd. 2.600 Euro) aufgrund der traditionell vorsichtigen Haushaltspolitik und der hohen Wirtschaftskraft Bayerns mit deutlichem Abstand die niedrigste unter den westlichen Flächenländern (Durchschnitt der übrigen Flächenländer West: 6.112 Euro).

Die Haushaltskonsolidierung in den vergangenen Jahren erlaubte dem Freistaat nicht nur, trotz Wirtschaftseinbruch und abstürzender Steuereinnahmen seine Aufgaben weiterzuführen, sondern auch die Auswirkungen der Krise abzumildern und sich zukunftsorientiert aufzustellen. Ich nenne hier nur beispielhaft die Schaffung von über 2.700 zusätzlichen Lehrstellen u. a. für den Ausbau der Ganztagschulen in den Jahren 2009 und 2010. An dieser Stelle trifft sich Wachstumspolitik und Haushaltskonsolidierung. Wie einem Regelkreis folgend legt eine sparsame Haushaltswirtschaft die Grundlage für eine aktive Wirtschaftspolitik. Genauso wie durch eine zukunftsorientierte Wachstumspolitik die Wirtschaftskraft gestärkt wird, die wiederum die Einnahmeseite der öffentlichen Haushalte verbessert.

Fazit

Nachhaltige Finanzpolitik ist eine Daueraufgabe des Staates. Die Gesamtausgaben müssen sich an der Summe der Einnahmen orientieren. Nicht alles, was wünschenswert ist, ist finanzierbar. Dies erfordert es, Prioritäten zu setzen. Alle Positionen des Haushalts müssen regelmäßig auf den Prüfstand gestellt werden und ihre Notwendigkeit und Dringlich-

keit hinterfragt werden.

Nachhaltige Politik muss sicherstellen, dass auch kommende Generationen noch politischen Gestaltungsspielraum haben. Die aktuelle Fachpolitik muss daher ihre Maßnahmen mit den Erfordernissen einer nachhaltigen Finanzpolitik in Einklang bringen.

Gerade in besseren Zeiten muss die Haushaltskonsolidierung ganz oben auf der Prioritätenliste stehen. Hier muss für wirtschaftlich schwierige Zeiten vorgesorgt werden. Nachhaltige Politik und nachhaltige Finanzpolitik müssen die Voraussetzungen schaffen, damit künftige Generationen die Herausforderungen ihrer Zeit meistern können. Ganz im Sinne von Perikles. Er hat angeblich gesagt: „Es kommt nicht darauf an, die Zukunft vorherzusehen, sondern auf die Zukunft vorbereitet zu sein.“ ■

IMPRESSUM

Herausgeber:
Evangelische Akademie Tutzing
Direktor Dr. Friedemann Greiner
Schlossstr. 2+4; 82327 Tutzing
Redaktion:
Dr. Axel Schwanebeck (verantwortlich)
Tel.: (0 81 58) 251-112; Fax: (0 81 58) 99 64 22
E-Mail: schwanebeck@ev-akademie-tutzing.de
Anzeigen-Verwaltung:
Dr. Axel Schwanebeck (verantwortlich)
Graphik-Design: Claus Peilstöcker
www.peilstoecker-design.de
Verlag:
Evangelischer Presseverband für Bayern e.V.
Vorstand: Dr. Roland Gertz
Birkerstr. 22, 80636 München
Druck: Mediengruppe Universal, München
Kirschstr. 16, 80999 München
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Die Tutzinger Blätter erhalten Sie zu folgenden Konditionen:
Einzelheft: 2,50 Euro;
Jahresabonnement: 8,- Euro.
Konto-Verbindung: Kto.-Nr.: 10 30 531,
Blz.: 520 604 10,
bei: Evangelische Kreditgenossenschaft eG,
Kassel

Courage. Die Mutter aller Tat

Sich für Andere zu riskieren, dazu muss man „sein Herz in beide Hände nehmen“, Courage zeigen. Wo gelogen wird, zu widersprechen, wo geschlagen wird, dazwischen zu gehen, das erfordert viel Mut und kann einsam machen. Woher kommt das Rückgrat, dem Schicksal in die Parade zu fahren?



Am 12. September 2009 wurde Dominik Brunner von zwei Jugendlichen am Münchener S-Bahnhof Solln aus Rache ermordet, nachdem er zuvor vier Schüler vor diesen Jugendlichen schützen wollte. Posthum wurden ihm zahlreiche Ehrungen für Zivilcourage zuteil.

FOTO: DOMINIK BRUNNER STIFTUNG

Wir leben in einer komplizierten, vielfach von Loyalitäten bestimmten Welt, die im Kleinen wie im Großen Anpassung fordert. Courage braucht also auch, wer seinen eigenen Weg gehen und sich treu bleiben will.

In Zusammenarbeit mit Sybille Krafft, Autorin in der Redaktion *Unter unserm Himmel* des Bayerischen Fernsehens, ging Studienleiter Jochen Wagner der Frage nach, was Courage ist, was sie ermöglicht und wie das geht, anders zu sein, Mut zu zeigen.

Der an der Passauer Universität lehrende Rechtswissenschaftler Professor Bernhard Haffke erörterte in seinem Eröffnungsvortrag die rechtlichen und psychologischen Dimensionen menschlichen Hilfeverhaltens. Nachfolgend ein Auszug:

Bernhard Haffke:

Mutter Courage. Anpassung und Gehorsam, Widerstand und Hilfeleistung im Recht

Am 13. März 1964 befand sich eine 28-jährige Frau namens Catherine Genovese in Queens/New York etwa um 3 Uhr nachts auf dem Heimweg zu ihrem Apartment, als sie auf offener Straße überfallen wurde. Der Täter brauchte länger als 30 Minuten, um sein um Hilfe schreiendes Opfer nach drei Angriffen schließlich zu erstechen. Das Besondere an diesem Mordfall besteht darin, dass niemand der insgesamt 38 Nachbarn, die durch die Schreie des Opfers aufmerksam wurden und das Geschehen auf der Straße von den Fenstern ihrer Wohnungen aus beobachten konnten, der Frau zu Hilfe kam.

Dieser Vorfall löste einen Boom in der sozialpsychologischen Forschung aus; denn es wurde nach Erklärungen dafür gesucht, warum die Zuschauer (engl.: bystander) untätig geblieben waren. Die bahnbrechenden Untersuchungen der New Yorker Sozialpsychologen Bibb Latané und John Darley

zeitigten das Ergebnis, dass die Anwesenheit von mehr als einem Zuschauer am Tatort die individuelle Hilfsbereitschaft eher vermindert. Dieser Effekt wird als *non helping bystander-Effekt* bezeichnet: Mit der zunehmenden Anzahl von Beobachtern sinkt die Wahrscheinlichkeit dafür, dass einem Opfer in Not geholfen wird.

In der Alltagspsychologie tendiert der „common sense“ dazu, dieses unterlassene Hilfeverhalten mit stabilen Persönlichkeitseigenschaften, z.B. mit Egoismus, Verantwortungslosigkeit oder sozialer Apathie, zu erklären. Die Sozialpsychologie gelangte demgegenüber zu dem Ergebnis, dass für dieses Verhalten pluralistische Ignoranz, Diffusion von Verantwortung und Bewertungsangst ursächlich sind. *Schwind* beschreibt die genannten drei Komponenten als Ursachen des unterlassenen Hilfeverhaltens so:

„Erstens neigt der einzelne Beobachter dazu, das Ereignis zu negieren („herunterzuspielen“), wenn die anderen Zuschauer auch nicht reagieren (pluralistische Ignoranz). Zweitens verteilt sich die Verantwortung auf alle Anwesenden (Diffusion der Verantwortung), und beim einzelnen entsteht kein Gefühl persönlicher Verantwortung. Drittens kann Bewertungsangst („Lampenfieber“) entstehen. Der einzelne hat Angst, sich durch sein Eingreifen vor den anderen Zuschauern zu blamieren.“

Es sind also *situative* und nicht *dispositionelle* Faktoren, die das Verhalten der keine Hilfe leistenden Personen erklären.

Die Dispositionshypothese

Dispositionen sind – ich zitiere aus einem Lehrbuch des deutschen Sozialpsychologen Günter Bierbrauer – „die aus dem Verhalten erschlossenen und als relativ überdauernd und situationsinvariant angenommenen Persönlichkeitsmerkmale eines Menschen. Wenn wir z.B. einen Menschen als altruistisch oder sadistisch charakterisieren, dann ist dies Ausdruck von entsprechend vermuteten Persönlichkeitsdispositionen.“ Wenn ich ein ungewöhnliches Verhalten beobachte, dann vermute ich als naiver Psychologe spontan, dass die Ursache für dieses Verhalten in den Persönlichkeitseigenschaften des Akteurs liegt. Das ist die sogenannte *Dispositionshypothese*, die der Alltags- oder naiven Psychologie zugrundeliegt.

Die Situationshypothese

Das Erkenntnisinteresse der Sozialpsychologie richtet sich demgegenüber auf den sozialen Kontext mit seinen Situationskräften, d.h. wie der soziale Kontext Verhalten, Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Motive usw. beeinflusst. Die *Situa-*

tionshypothese behauptet nun, dass es dieser soziale Kontext, die sozialen und institutionellen Rollen sind, die einen dramatischen Einfluss auf unser Denken und Fühlen nehmen. Die Dispositionen sind demgegenüber vernachlässigbar. Die Situationskräfte fallen im Gegensatz zum Verhalten einer Person nicht ins Auge. Daher wird den unsichtbaren, jedoch wirksamen Situationskräften in der Alltagspsychologie ein geringeres Maß an Verursachung zugeschrieben als den Persönlichkeitsdispositionen.

Das Fazit jahrzehntelanger sozialpsychologischer Forschung zum Thema „Disposition vs. Situation“ lässt sich dahingehend zusammenfassen, dass in vielen Situationen Menschen den Einfluss situativer Kräfte unterschätzen und fälschlich Dispositionen der Akteure überschätzen. Menschliches Verhalten ist in einem sehr viel stärkeren Maß durch soziale Kontextfaktoren beeinflusst.

Unterlassene Hilfeleistung

Ich möchte innehalten, um darüber nachzudenken, wie das Subsystem „Recht“ diese empirischen Befunde zu den Fragenkomplexen „Anpassung und Gehorsam“ und „Widerstand und Hilfeleistung“ verarbeitet. Dabei gehe ich ganz pragmatisch zunächst so vor, dass ich mir die Frage vorlege, ob sich die *non helping bystanders* strafbar gemacht haben. Um das Ergebnis vorweg zu nehmen: Die Antwort lautet „ja“.

Es geht um den Straftatbestand der unterlassenen Hilfeleistung. § 323 c des geltenden deutschen Strafgesetzbuches lautet: „Wer bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr oder Not nicht Hilfe leistet, obwohl dies erforderlich und ihm den Umständen nach zuzumuten, insbesondere ohne erhebliche eigene Gefahr und ohne Verletzung anderer wichtiger Pflichten möglich ist, wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft.“

Als Grundgedanke dieser Vorschrift wird „die Wahrung der in akuten Notfällen zur Schadensabwehr erforderlichen „*mitmenschlichen Solidarität*“ angegeben, „die aus der sozialen Verantwortlichkeit des Einzelnen als Glied der Gemeinschaft erwächst und von ihm ein gewisses Mindestmaß an Hilfsbereitschaft verlangt“.

Nun zur Kurzsubsumtion:

1. Es muss ein Unglücksfall vorliegen. Davon wird „jedes (plötzlich eintretende) Ereignis“ verstanden, „das die unmittelbare Gefahr eines erheblichen (weiteren) Schadens für andere Menschen oder fremde Sachen von bedeutendem Wert hervorruft“. Darunter fallen nach herrschender Meinung auch deliktische Angriffe.

2. Der Täter hat, obwohl ihm dies möglich war, keine Hilfe geleistet. Der Umfang der Hilfeleistung wird jedoch durch die Kriterien der Erforderlichkeit (3.) und der Zumutbarkeit (4.) beschränkt.

3. Erforderlich ist eine Hilfeleistung dann, wenn der Täter (der non helping bystander) nach dem Urteil eines objektiven und sachkundigen Beobachters zur Zeit der möglichen Hilfe eine Chance hatte, den drohenden Schaden abzuwenden. Die Erforderlichkeit entfällt nicht deshalb, weil die anderen, am Unfall- bzw. Tatort Anwesenden, untätig geblieben sind.

4. Die Verpflichtung zur Hilfeleistung entfällt, wenn dem Täter diese unter den gegebenen Umständen nicht zumutbar ist, insbesondere wenn er sich durch sie einer erheblichen eigenen Gefahr aussetzen würde. Dem Täter wird nicht zugemutet, sich z.B. in einen lebensbedrohlichen Kampf einzumischen, wohl aber, andere Beobachter des Geschehens zum Einschreiten zu bewegen, Polizei oder Notarzt zu informieren usw.

5. Der Täter muss vorsätzlich gehandelt haben; ihm muss also bewusst geworden sein, dass ein Unglücksfall vorliegt, ihm eine Hilfeleistung physisch-real möglich war, dass diese erforderlich und ihm auch zumutbar war. Fehlt es am Bewusstsein einer dieser Merkmale, hat er vorsatzlos gehandelt und ist straflos.

Das Fazit dieser Kurzsubsumtion lautet, dass sich der „non helping bystander“ prinzipiell wegen unterlassener Hilfeleistung nach deutschem Recht strafbar gemacht hat.

Daraus ergibt sich nun ein Dilemma zwischen juristischen Normen einerseits und den empirischen Beobachtungen andererseits. „Kann man“, fragt der Sozialpsychologe Bierbrauer kritisch, „jemanden persönlich verantwortlich machen für eine Unterlassung, die stärker von situativen Zwängen gesteuert wird, als von individuellem Wollen oder Nicht-

wollen?“ Denn indem der Täter für die unterlassene Hilfeleistung bestraft wird, wird vom sozialen Kontext mit seinen Situationskräften gerade abstrahiert; die Ursache wird im Täter und seinen Dispositionen, nicht in der Situation, gesucht und gefunden.

Das „Milgram-Experiment“

Ich komme nunmehr zu einem sozialpsychologischen Experiment, das unter dem Namen „Milgram-Experiment“ weltberühmt geworden ist. Milgram wollte Anfang der 60er Jahre herausfinden, wie sich Menschen verhalten, wenn ihnen von einer legitimierten Autoritätsperson befohlen wird, anderen heftig protestierenden Menschen zunehmende Qualen zuzufügen. Zu diesem Zweck erklärte der Versuchsleiter den Versuchspersonen, dass sie an einer Untersuchung über die Auswirkungen von Strafe auf das Lernen teilnehmen würden. Die sog. „Schüler“ sollten bestimmte Wortpaare lernen, und die Versuchspersonen sollten als „Lehrer“ dem „Schüler“ bei jedem seiner Fehler einen Elektroschock von wachsender Stärke versetzen.

Der Versuchsperson wurde aufgetragen, bei der ersten falschen Antwort mit der niedrigsten Schockstärke (15 Volt) zu beginnen und sie graduell bei jedem weiteren Fehler um 15 Volt zu erhöhen. Um den Widerstand der Versuchsperson gegen die Befehle des Versuchsleiters zu bestärken, wurden im Standardexperiment akustische Rückkopplungen des „Schülers/Opfers“ verwendet, die von leichtem Stöhnen bis zu qualvollem Brüllen und Bitten um Aufhören reichten. Die Frage war, wann und auf welche Weise würden sich die Menschen gegen den Versuchsleiter auflehnen.

Die Untersuchungsergebnisse erbrachten eine überwältigende Mehrheit von Menschen, die unter den Bedingungen des Experiments bereit ist, andere Personen zu quälen, zu foltern, ja den Tod völlig schuldloser Menschen in Kauf zu nehmen. Festzuhalten bleibt: 62,5% der Versuchspersonen „riskierten“

den Tod der „Opfer“; 22,5 % ließen es gegen die Proteste der „Opfer“ auf erhebliche Körperverletzungen ankommen; lediglich 15 % verweigerten den Gehorsam, als die „Opfer“ erstmals die Schmerzzufügung beendet wissen wollten.

Die Ergebnisse dieser Studie sind bei Wiederholung dieses Experiments in anderen Ländern, u.a. in Deutschland, im wesentlichen bestätigt worden.

War es 'Versuchter Totschlag'?

Über die ethische Problematik des Milgram-Experiments ist gründlich nachgedacht worden; weniger, soweit ich weiß, über die strafrechtliche. Es stellt sich nämlich die Frage, ob sich die Versuchspersonen, die ja tatsächlich davon ausgingen, sie würden dem Schüler erhebliche körperliche Schäden zufügen bzw. sogar den Tod des Opfers herbeiführen, eines versuchten Totschlags strafbar gemacht haben. Meines Erachtens ist diese Frage zu bejahen – und das wirft wiederum ein interessantes Licht auf das Verhältnis von Recht und sozialpsychologischen Befunden.

Wiederum in Kurzsubsumtion:

1. Dass die gehorsamen Versuchspersonen die Körperverletzung des Opfers, also des (eingeweihten) Schülers, mit direktem Vorsatz bezweckt haben, kann nicht zweifelhaft sein.

2. Ebenso wenig kann zweifelhaft sein, dass sie – in der Sprache des Gesetzes – „nach ihrer Vorstellung von der Tat zur Verwirklichung des Tatbestandes unmittelbar angesetzt haben“ (§ 22 StGB).

3. Da das (vermeintliche) Opfer tatsächlich nicht geschädigt worden ist, liegt ein sog. untauglicher Versuch vor. Aber auch der untaugliche Versuch ist im deutschen Recht nach der herrschenden Meinung und Rechtsprechung strafbar.

4. Kritisch ist hier allenfalls die Rechtswidrigkeit. Aber unabhängig von der Frage, ob sich aus der in Art. 5 Abs. 3 GG geschützten Wissenschaftsfreiheit überhaupt ein strafrechtlicher Rechtfertigungsgrund herleiten lässt, steht jedenfalls außer Streit, dass dieser keinen Eingriff in die körperliche Integrität, erst recht nicht die Tötung eines Menschen gegen dessen Willen erlaubt, ganz abgesehen davon, ob sich auf diesen Rechtfertigungsgrund nur der Versuchsleiter und nicht auch die Versuchspersonen berufen dürfen.

5. Bleibt also nur die Möglichkeit der Entschuldigung der Tat. Die maßgebliche Vorschrift des § 35 Abs. 1, S. 1 StGB lautet: „Wer in einer gegenwärtigen, nicht anders abwendbaren Gefahr für Leben, Leib oder Freiheit eine rechtswidrige Tat begeht, um die Gefahr von sich, einem Angehörigen oder einer anderen ihm nahestehenden Person abzuwenden, handelt ohne Schuld.“

Auch ohne großen interpretatorischen Aufwand ist hier bereits auf den ersten Blick klar, dass die Voraussetzungen des entschuldigenden Notstandes nicht vorliegen. Für die Versuchspersonen lag nämlich keine gegenwärtige, nicht anders abwendbare Gefahr für Leben, Leib oder Freiheit vor.

Damit sind die strafrechtsdogmatischen Möglichkeiten der Strafselosstellung der Versuchspersonen erschöpft; und das heißt im Ergebnis: Das Recht akzeptiert den Verweis auf die situativen Zwänge nicht. Die Zuständigkeit für die Begehung der Tat bleibt beim Täter.

Die Banalität des Bösen

Etwa zur gleichen Zeit, als Milgram seine Experimente plante und durchführte, fanden in Jerusalem der Eichmann-Prozess und in Frankfurt a. M. der Auschwitz-Prozess statt. Es lag nahe, die Forschungsergebnisse „zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität“ darauf zu übertragen, ebenso wie auf die Geschehnisse im Vietnam-Krieg. Dies war denn auch ausdrücklich vom Erkenntnisinteresse

Milgrams umfasst, der sich wiederholt (u.a.) auf Hannah Arendts Dokumentation des Eichmann-Prozesses in Jerusalem bezieht. Diese trägt den berühmten Untertitel „Ein Bericht über die Banalität des Bösen“, in dem sie sich engagiert der (vermeintlichen) Beschreibung des Angeklagten durch die Staatsanwaltschaft als eines „perversen Sadisten“ widersetzt und stattdessen – ganz im Sinne der geschichteten Sozialpsychologie – formuliert:

„Das Beunruhigende an der Person Eichmanns war doch gerade, dass er war wie viele und dass diese vielen weder pervers noch sadistisch, sondern schrecklich und erschreckend normal waren und sind. Vom Standpunkt unserer Rechtsinstitutionen und an unseren moralischen Urteilsmaßstäben gemessen, war diese Normalität viel erschreckender als all die Greuel zusammengenommen; denn sie implizierte – wie man zur Genüge aus den Aussagen der Nürnberger Angeklagten und ihrer Verteidiger wusste –, dass dieser neue Verbrechertypus, der nun wirklich hostis generis humani ist, unter Bedingungen handelt, die es ihm beinahe unmöglich machen, sich seiner Untaten bewusst zu werden.“

Ohne dass ich das hier im einzelnen ausführen kann, gilt das gefundene Ergebnis, nämlich dass das Recht beharrlich an der Disposition festhält und eine Rechtfertigung oder Entschuldigung über die situativen Zwänge ablehnt, auch hier. Natürlich erforderte es Mut, dem damaligen Autoritäts- und Meinungsdruck der Gruppe zu widerstehen; aber diesen Mut sinnt die Rechtsordnung dem Bürger an. Das Recht akzeptiert keine Techniken der Neutralisierung, sei es die der Ablehnung der Verantwortung, sei es die der Verneinung des Unrechts, sei es die der Ablehnung des Opfers, sei es die der Verdammung der Verdammenden, oder schließlich die der Berufung auf höhere Instanzen.

Was ist ‚Schuld‘?

Das deutsche Strafrecht, schreibt *Schu-*

macher, kennt nur die Einzeltäterschuld. Das ist richtig: Es gibt im deutschen Recht keine strafrechtliche Haftung von Kollektiven, Gruppen und Organisationen. Deshalb hängt alles vom richtigen Verständnis des Schuldbegriffs ab. Wer Schuld *ontologisch* als das „Dafür-Können einer Person für ihre rechtswidrige Willensbildung“ versteht, wird Schwierigkeiten haben, ein so verstandenes Schuldprinzip gegen die anstürmenden empirischen Verhaltenswissenschaften, die immer mehr apersonale Determinanten menschlichen Verhaltens zutage fördern, weiter zu behaupten und erfolgreich zu verteidigen. Unter theoretisch-objektivierendem Gesichtspunkt verengt sich nämlich der Freiheitsspielraum mit zunehmendem empirischen Wissen mehr und mehr, ganz abgesehen von dem methodologischen Einwand, dass unter dieser Perspektive Freiheit und damit Schuld gar nicht erscheinen.

Schuld ist vielmehr ein (normatives) *soziales Konstrukt*, das sich auch gegen die Wirklichkeit behaupten muss und dadurch neue Wirklichkeit schaffen kann. „Zur Bestimmung der Schuld“, schreibt der Strafrechtswissenschaftler *Jakobs* zutreffend, „ist ... *auszuhandeln*, wie viele soziale Zwänge dem von der Schuldzuschreibung betroffenen Täter aufgebürdet werden können und wie viele störende Eigenschaften des Täters vom Staat und von der Gesellschaft akzeptiert werden oder von Dritten – auch vom Opfer selbst – getragen werden müssen. Was dabei herauskommt, richtet sich vorweg nach dem herrschenden Bild von denjenigen Bedingungen, die für den Bestand des ganzen Systems und der wesentlichen Subsysteme unverzichtbar sein sollen“.

Wenn die Rechtsordnung, sofern die mitgeteilten sozialpsychologischen und psychiatrischen Befunde zutreffend sind, kontrafaktisch darauf beharrt, dass der Täter und nicht die Situation verantwortlich gemacht wird, dann heißt dies in concreto: Der Täter kann und darf sich nicht auf die situativen Zwänge herausreden. Er bleibt *trotz* dieser Zwänge für sein Tun verantwortlich. Ihm wird von Rechts wegen Zivilcourage zugemutet. ■

In eigener Sache

Oberkirchenrat Udo Hahn wird neuer Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing

Oberkirchenrat Udo Hahn (48) wird die Leitung der Evangelischen Akademie Tutzing übernehmen und damit die Nachfolge von Akademiedirektor Dr. Friedemann Greiner antreten, der im Mai in den Ruhestand treten wird.



FOTO: EAF-ARCHIV

Der Landeskirchenrat hatte im Benehmen mit dem Kuratorium der Akademie am 14. November 2010 beschlossen, den Theologen und Journalisten Udo Hahn mit der Akademieführung zu beauftragen. Hahn wird seinen Dienst in Tutzing voraussichtlich zum 1. Juni antreten.

Derzeit leitet der Theologe das Referat „Medien und Publizistik“ im Kirchenamt der Evangelischen Kirche Deutschland (EKD) in Hannover. Zugleich ist er Pressesprecher der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD).

Der in Lauf an der Pegnitz bei Nürnberg geborene Theologe freut sich nach eigenen Worten auf die „He-

rausforderung, die sich mit der Leitung der Evangelischen Akademie Tutzing verbindet“. Die Akademie sei über Bayern hinaus auch bundesweit und international ein „anerkannter Ort des vorurteilsfreien Dialogs zwischen Kirche und Gesellschaft“. In seiner neuen Funktion wolle er sich u.a. zusammen mit dem Kuratorium, dem Freundeskreis und dem Politischen Club der Akademie dafür einsetzen, dass Tutzing auch in Zukunft einen „zentralen Beitrag zur Außenwirkung der Landeskirche und ihrem gesellschaftspolitischen Auftrag“ leisten werde.

Udo Hahn war von 1986 bis 1989 als Redakteur des Rothenburger Sonntagsblattes tätig, wurde 1989 als Pfarrer ordiniert und arbeitete danach bis 1999 als Redakteur und Leiter des Ressorts „Christ und Welt“ bei der Wochenzeitung „Rheinischer Merkur“ in Bonn. Seit 1999 ist Hahn als Oberkirchenrat bei der VELKD und EKD tätig.

Axel Schwanebeck

Publikationen

Publikationen zum Bestellen



Elmar Hatzelmann, Martin Held (Hg.)

Vom Zeitmanagement zur Zeitkompetenz

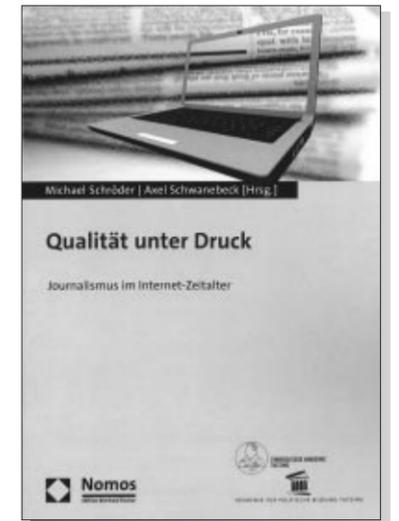
Souverän mit Zeit umgehen, Lebensqualität erhöhen
Beltz-Verlag, Weinheim 2010, 160 Seiten
€ 22,00
Best-Nr.: 6832



Martin Held, Gisela Kubon-Gilke, Richard Sturm (Hg.)

Normative Grundfragen der Ökonomik

Jahrbuch 8. Bildungsökonomie in der Wissensgesellschaft.
Metropolis Verlag, Marburg 2009, 290 Seiten
€ 26,00
Best-Nr.: 6827



Michael Schröder, Axel Schwanebeck (Hg.)

Qualität unter Druck

Journalismus im Internet-Zeitalter.
Nomos-Verlag, Baden-Baden 2010, 183 Seiten
€ 19,80
Best-Nr. 2764

ABSENDER (bitte deutlich schreiben):

Evangelische Akademie Tutzing
z. Hd. *Frau Baumert*
Postfach 1227

82324 Tutzing



Freundeskreis
Evangelische Akademie Tutzing

Freundeskreis

Nachrichten aus dem Freundeskreis

Während der vergangenen drei Jahre hat sich der Freundeskreis auf seinen Jahrestagungen mit der Geschichte, Politik und Wirtschaft einer jeweils „fremden Kultur“ beschäftigt; so waren nacheinander Lateinamerika, Afrika und Asien und die Wechselwirkung mit Europa unter die Lupe genommen worden.

Nach so vielen „harten Fakten“ soll vom 2. – 4.9.2011 zur Abwechslung einmal eine literarische Tagung stattfinden, und zwar unter dem Thema „Familienbande“.

Brigitte König

Familienbande

Die engsten zwischenmenschlichen Beziehungen werden zunächst in der Familie geknüpft. Familienbande umschließen und fesseln, sie verleihen Sicherheit und Abhängigkeit; sie bringen Harmonie und Konflikt, Glück und

Verzweiflung; sie verursachen Liebe und Hass. Kein Wunder, dass Familienbande eine unerschöpfliche Fundgrube für Dichter und Schriftsteller sind – schon das Alte Testament erzählt von tödlichen Konflikten, abgöttischer Vaterliebe, von Verrat und Tyrannei.

In seiner Suche nach der verlorenen Zeit beschreibt Marcel Proust die grenzenlose, sehnsüchtige, verzehrende Liebe des kleinen Marcel zu seiner Mutter; Thomas Bernhard schreibt sich in seinen Autobiographischen Schriften die Hassliebe zwischen Mutter und Sohn von der Seele; Thomas Mann zeichnet mit maliziöser Ironie die inzestuöse Beziehung zwischen Bruder und Schwester in Wälsungenblut; Franz Kafka arbeitet sich – in seinem Brief an den Vater oder in seiner Erzählung Das Urteil – am dominanten, ja furchterregenden Vater ab; Brüder trachten einander nach dem Leben, Schwestern quälen sich mit verbalen Gemeinheiten – kurz, die Familie ist der Schauplatz emotionaler Höhenflüge und Ab-

gründe.

Die Jahrestagung des Freundeskreises Evangelische Akademie Tutzing e.V. September 2011 wird sich dieses Themas annehmen und familiären Beziehungen nachgehen, wie sie in kleinen und großen Texten der Weltliteratur in jüngerer oder weiter zurückliegender Vergangenheit dargestellt worden sind. Kompetente Referenten werden literarische Umsetzungen unterschiedlicher Schicksale und Konstellationen vorstellen und analysieren.

Die Berliner Schauspielerinnen Silvana Buchbauer, vielen Tutzing-Pilgern bekannt als mitreißende Rezitatorin und Dramaturgin literarischer Texte, wird für dramatische und komische, traurige und fröhliche, zärtliche und böse Vergegenwärtigung literarischer Familienbande sorgen.

„Das Wort Familienbande hat einen Beigeschmack von Wahrheit“, stellte Karl Kraus respektlos fest. Die Tagung soll ergeben, ob er Recht hat.

Studienreisen des Freundeskreises 2011

Die detaillierten Reiseinformationen werden Ende Januar 2011 vorliegen. Sie können sie in der Geschäftsstelle unter der Telefonnummer 08158-251-130 anfordern oder auf der Freundeskreis-Internetseite unter www.ev-akademie-tutzing.de einsehen bzw. herunterladen. Bei allen vorgestellten Reisen behalten wir uns Änderungen vor.

Goethe und der Musenhof Weimar

Eine literarische und kunstgeschichtliche Reise vom 3.-10.7.2011

Was machte die kleine, an sich unbedeutende thüringische Residenzstadt unter Großherzog Carl-August und seiner Gemahlin Anna Amalie zum Hort der deutschen Klassik?

War es nur der Genius Goethes oder auch die Aura dieses Hofes, die durch die klassische Bildung und die Freude an Kunst, Musik und Dichtung durch die dem weltoffenen Hause Braunschweig entstammende Herzogin geprägt wurde? Darüber ist viel geschrieben worden!

Wir wollen auf unserer Zeitreise vor Ort auf Spurensuche gehen und an Hand von Berichten, Briefen und Aufzeichnungen wie auch aus literarischen, zeitgeschichtlichen

und persönlichen Quellen von all jenen am Musenhof lebenden und schaffenden Dichtern und Denkern ihren diesbezüglichen Einfluss aufspüren, um ihre literarisch anregenden und persönlichen Beziehungen zueinander uns zu erschließen und den Grund all jener lyrischen und dramatischen Werke zu begreifen, die den Zeitgeist und spätere Jahrhunderte als Weimarer Klassik geprägt haben.

Neben dem Herzogspaar gehören dazu u.a. auch Charlotte v. Stein, Christiane Vulpius, Corona Schröter, Caroline Jagemann, Ulrike von Lewetzow, Johanna Schopenhauer wie auch Wieland, Herder, Schiller, Knebel und der im Mittelpunkt stehende Goethe.

Historische Bauten, Museen und Orte auch außerhalb Weimars, wo sich das höfische Leben abgespielt hat, all jene gewohnt, miteinander kommuniziert haben und schöpferisch tätig waren, werden wir besuchen.

Wir sehen auch die Theater in Weimar sowie Lauchstädt und Großkochberg, wo sich der Hof in der Sommerzeit zu Theater und Musik traf, und erleben dort in anderen Häusern von Künstlern vorgetragene Impressionen zu Werken von Goethe. In der „Herder“-Kirche hören wir ein Orgelkonzert. Natürlich sehen wir auch Tiefurt, Oßmannstedt, die Dornburger Schlösser, Jena, Ru-



dolstadt, Ilmenau mit „Kickelhahn“ und auf der Heimreise Marienbad mit Goethes Abschied.

Die Reise wird geleitet und mitvorerreitet vom Leiter des kulturellesveranstalters Jena Kolleg und fachlich partiell ergänzt durch spezielle Führer vor Ort. Unser Hotel liegt im Stadtzentrum. – An den Abenden erfolgen kurze literarische Einstimmungen für den kommenden Tag unter gewünschter Mitwirkung im Vortrag von ausgewählten Texten.

Dieter Felgentreu

Schweden von innen – Schwedens Herz, Glaube und Kultur

Studienreise vom 13.-23.06.2011

In 11 Tagen viel Ahnung von Schweden bekommen: Seiner Mentalität, seinem Glauben, seiner Kirche, seiner Kultur. 3 Tage rund um Stockholm – Drottningholm, Bootsausflug in die Schären, Altstadtbummel – deutsche Auslandsgemeinde St. Gertrud – Uppsala – das Erzbistum Schwedens, dem Mälarsee mit Schloss Gripsholm – Wikingerstadt Birka und Messinghütte Skultuna, alles vom Sigtunastiftelsen aus, das für Schweden eine ähnliche Bedeutung hat wie die Evangelische Akademie Tutzing (3 Übernachtungen). Dann weiß man schon eine ganze Menge über Kirche, Frömmigkeit, Mentalität, Kultur und Sehenswürdigkeiten.

Die Busfahrt in den Süden öffnet den Zauber der schwedischen Wälder und Seen, führt am Vätternsee entlang nach Vadstena zum uralten Birgittenkloster, weiter zur Insel Öland und zum Glasreich in Småland mit den weltbekanntesten Hütten wie Orrefors, Kosta, Boda, vorbei an Vimmerby, dem Geburtsort Astrid Lindgrens – Bullerbü ist wirklich so! – und führt uns zum Stiftsgarden Åkersberg, einem Bildungszentrum des Bistums Lund (3 Übernachtungen). Tagestouren führen nach Landskrona – Selma Lagerlöf – nach Backåkra zum Refugium von Dag Hammarskjöld, nach Ales Stenar, dem Stonehenge von Skåne und natürlich zur Universität Lund. Am 11.Tag endet die Reise mit dem Heimflug ab Kopenhagen.

Die Studienreise ist eine kombinierte Flug-Bus-Reise. Nur wenige Übernachtungsquartiere ersparen das mühselige Ein- und Auspacken bei üblichen Studienreisen.

Reisebegleiterin ist die schwedische Auslandsfarrerin für Bayern Barbro Jakhammer Meyer, München-Nürnberg.

Jakhammer Meyer

Auf den Spuren von Theodor Fontane

Studienreise durch die Mark Brandenburg: Potsdam, Havelland, Prignitz vom 5. – 11.9.2011

Keine deutsche Landschaft ist jemals so kompetent und literarisch wertvoll beschrieben worden wie die Mark Brandenburg. Viele Jahre und oftmals sehr mühevoll

hat Theodor Fontane das Land zwischen Havel, Spree und Oder bereist und in vier Bänden, ergänzt durch einen weiteren „Fünf Schlösser“-Band, veröffentlicht. Seine Beschreibungen in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ der Region bis hin zu Personen sind so poetisch und realistisch zugleich, nicht selten auch mit einer kleinen Kritik verbunden, dass es ein Vergnügen ist, die Mark anhand seiner Schilderungen zu durchqueren. Und bei der Betrachtung der brandenburgischen bzw. preußischen Geschichte blitzen nicht zuletzt immer wieder seine Romanfiguren wie Schach von Wuthenow, Jenny Treibel oder Effi Briest sehr lebendig auf.

Ein letztes Mal laden wir zu dieser bei unseren Mitgliedern besonders geschätzten Studienreise ein. Als Hotel und Ausgangspunkt für die Tagestouren haben wir am Brandenburger Tor in Potsdam ein ehemaliges barockes Stadtpalais aus dem 18. Jhd. gewählt. Neben einer ausführlichen Führung in und um Potsdam, das auch an Fontanes Freunde wie Karl Zöllner („Tunnel über der Spree“) oder Theodor Storm erinnert, werden wir in der Villa Quandt das Fontanearchiv besuchen.

Die brandenburgische Kulturlandschaft ist maßgeblich geprägt von ca. 500 Schlössern und Herrnsitzen. Der Landadel, eine der wichtigen Stützen des preußischen Staates schuf prestigeträchtige Familiensitze, umgeben von Gärten und großzügigen Parkanlagen. Wir besuchen u.a. die Schlösser Caputh, Demerthin (Besitz derer von Klitzing), Wolfshagen (verbunden mit der Geschichte der Gans Edlen Herren von Putlitz), Ribbeck, Kleßen (Familie von Bredow) und das Landgut Borsig (einst Besitz der Grafen von Itzenplitz).

Ein Höhepunkt in der Altmark wird der Besuch des Klosters Jerichow sein.

Nach den Tagestouren treffen sich die Teilnehmer am Abend zu einer gemütlichen Gesprächsrunde oder zu kleinen Vorträgen über Fontane und seine Zeit oder zu Lesungen aus seinen Werken.

Die Studienreise ist eine kombinierte Bahn-Bus-Reise. Die Reiseleitung liegt wieder in den Händen unseres eingespielten Teams: Frau Ingrid Bathe wird den kunsthistorischen Teil und Frau Dr. Edda Ziegler den literarischen Teil betreuen.

Eveline Kuthe



Bayerntag 2011

In und out of Rosenheim

Bayerntag vom 9.-10.07.2011

2011 lädt der örtliche Freundeskreis Rosenheim zum immer sehr gut besuchten Bayerntag ein. Unter dem vielsagenden Motto „In und out of Rosenheim“ erwartet uns ein abwechslungsreiches Wochenendprogramm. Rosenheim ist Ausgangspunkt, um auf König Ludwigs II. Spuren einen Teil Bayern und einen besonderen Abschnitt der bayerischen Geschichte kennen zu lernen. Wir werden das Schloss Herrenchiemsee und die Bayerische Landesausstellung „Götterdämmerung – König Ludwig II. und seine Zeit“, die anlässlich seines 125. Todestages stattfindet, besuchen. Anschließend ist die Überfahrt zur malerischen Fraueninsel geplant. In einem Vortrag erfahren wir etwas über die Geschichte des Frauenklosters. Ein festliches Abendessen mit Stubenmusi im gemütlichen Inselhotel zur Linde beschließt den Tag. Den Sonntag beginnen wir nach dem Frühstück im Hotel mit einem Vortrag über die Reformation in Südostbayern, und Frau Dekanin Wirth wird uns mit der 125 jährigen Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rosenheim bekannt machen. Anschließend treffen wir uns zum gemeinsamen Gottesdienst in der Erlöserkirche. Im Weinhaus *zum santa* nehmen wir das Mittagessen ein und wer Lust hat, kann dann noch an einer Führung durch die sehenswerte Altstadt Rosenheims teilnehmen.

Das ausführliche und endgültige Programm wird allen Mitgliedern rechtzeitig zugeschickt. ■

Die Freiheit eines Christenmenschen

In Zeiten, in denen sich so manche politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen durch bequeme Selbstzufriedenheit hervortun; in einer Zeit, in der man zu der gebotenen Selbstkritik nur dann bereit ist, wenn man von außen dazu gezwungen wird; in solchen Zeiten könnten Christenmenschen vorführen, wie reformatorische Selbstüberprüfung die eigene Identität nicht zerstört, sondern durch kluge und notwendige Veränderungen gerade im Guten bewahrt! Diese reformatorische Einsicht sollte nicht nur für die christlichen Konfessionen, sondern auch für eine überlebensfähige Gesellschaft gelten, wenn das heißt, mir selbst gerade dadurch treu zu bleiben, indem ich zu neuen und mich selbst verändernden Erfahrungen fähig bin!

„Freiheit“ - das ist zunächst die Freiheit zur selbstkritischen Bilanz. Die einstmals prägende Kraft des Christentums hat an Boden verloren. Viele Menschen klammern die religiöse Dimension in ihrem Leben entweder aus, oder sie suchen religiöse Antworten jedenfalls nicht mehr ohne weiteres bei den Kirchen.

Andererseits gibt es heute einen unglaublichen Boom, was die Sehnsucht, das Bedürfnis nach Transzendenz angeht. Traditionsverluste in unserer Gesellschaft machen Menschen zu schaffen. Die Ressource „Sinn“ ist mehr den je gefragt, es gibt eine ungeheure Suchbewegung nach Sinnvermittlung. „Die Kundschaft“ für die Kirchen ist zweifellos da, nur, sie kauft sich meist woanders ein, nicht jedoch bei den bisherigen „Sinnagenturen“.

Wir Christen stellen uns selbst zur Disposition, wenn wir unser eigenes Erbe nicht mehr entsprechend umsetzen. Luthers Erkenntnis lag in der Einsicht, dass Kirche und Gesellschaft dann absterben, wenn sie nicht aus sich heraus die Freiheit zur Reform praktizieren. Evangelische Kontinuität liegt im Mut zum Wandel, der Bestehendes nicht leichtfertig eliminiert, aber auch nicht krampfhaft an Bisherigem, das überholt ist, festhält.

Christen manövrieren sich ins Abseits, wenn sie nicht wirklich begreifen, dass ihr Monopolanspruch schon längst aufgehört hat zu existieren. Wer ein Monopol aufgeben muss, das weiß Gott satt und träge im Geist macht, der sollte nicht jammern, sondern sich der bestehenden Konkurrenz selbstbewusst stellen. Wer an seine eigene Sache glaubt, der braucht Konkurrenz nicht zu scheuen. Allerdings verbietet sich jegliche geistige und geistliche Arroganz. Sensibilität und Respekt im Gespräch mit Andersdenkenden und Andersglaubenden - als Christen haben wir darin durchaus Nachholbedarf.

Ernst Troeltsch beschrieb vor dem Ersten Weltkrieg die Lage so: „Die Kirchen sind Schalen, welche allmählich den Kern verholzen, den sie schützen“. Wenn ich dieses Bild aufgreifen darf, dann möchte ich sagen: Wir haben eine Verpflichtung dem Kern gegenüber, auf dem, davon bin ich überzeugt, unser individuelles Leben wie das Zusammenleben unserer Gesellschaft nicht verzichten kann, ohne wesentliche geistige, kulturelle und soziale Errungenschaften preiszugeben. Wenn unser Reden und Tun

den christlichen Kern nicht verholzen, sondern schützen soll, dann müssen wir immer wieder den reformatorischen Neuanfang wagen, - und das muss heißen:

- In einer Situation, in der es viel platte und selbstsichere Gottesignoranz gibt, gilt es, die Dimension der Transzendenz einzubringen, gilt es, um mit Bonhoeffer zu sprechen, das Jenseits als die Kraft des Diesseits zu entfalten, gilt es, für eine menschliche Existenz gegen alle Verflachung, gegen alle Banalisierung des Lebens inmitten einer allgegenwärtigen Konsumgesellschaft einzutreten.

- Die Menschen heute sind Suchende und sie reagieren allergisch auf eine Kirche, die ihnen oberlehrerhaft in der Attitüde des Heilsbesitzes, des Habens, der vollmundigen Antworten begegnet. Sie sollte ein Raum sein, in dem Menschen nicht einfach mit einer fertigen Identität, im Stande geistiger Selbstzufriedenheit leben, sondern mit ihrer Suche nach Selbstbestimmung nicht immer schon an ein seliges Ende gekommen sind. Menschen sollten Kirche als einen Ort wahrnehmen dürfen, an dem sie ihre Bekenntnisse oder auch Bekenntnislosigkeiten ins Gespräch mit den christlichen Traditionen bringen, ohne dem unredlichen Druck eines „dafür“ oder „dagegen“ ausgesetzt zu sein.

- Christen setzen sich zu Recht für eine Gesprächs-, für eine Dialogkultur ein in einer Zeit, die von mannigfachen Sprachbarrieren, von Gesprächsabbrüchen geprägt ist. Menschen haben aus mancher Enttäuschung heraus ein sehr feines Gespür dafür entwickelt, was zu einem ernsthaften Dialog gehört. Es ist dies die Bereitschaft, den eigenen Wahrheitsanspruch nicht mit Wahrheitsbesitz zu verwechseln. Es ist nicht ein Zeichen von Kraft, sondern von Schwäche, wenn man der eigenen Wahrheit nicht anders gewiss werden kann, als auf Kosten der Wahrheit anderer.

- Menschen, gerade auch in unserer Gesellschaft, sind in der Erfahrung religiöser Vergewisserung, in der institutionalisierten Sprache, der Tradition des christlichen Zuspruchs, nicht mehr zuhause. Ich weiß nicht, ob wir Menschen in ihrer Verzagtheit, in ihren Zweifeln wirklich ernst nehmen. Es gibt eine „Theologie des Zweifels“, die es in ihrer Würde neu zu entdecken gilt. Den Zweifel, der biblisch verbrieft ist, theologisch hoffähig zu machen, ihm seine Würde zuzuerkennen, das wäre Voraussetzung für ein Zusammenleben mit Menschen, die sich als immer wieder Fragende ein Wohnrecht bei den Christenmenschen wünschen. Eine Krise, wenn sie denn heilsam ist, muss nicht in die Zerstörung führen, sondern kann die Kraft der Erneuerung, der Reform mit sich bringen. Unserer eigenen Tradition treu bleiben heißt, überkommene Strukturen und Denkhaltungen abzulösen, um im Namen unseres Gottes, der sein Volk nicht einschläfern, sondern herausfordern will, in tätiger Zuversicht Neues zu wagen!

Morgenandacht von Akademiedirektor Dr. Friedemann Greiner

